

Weiter Schreiben *Magazin*

#8 September 2026

Fäden, Stoffe, Schnitte

Mit Texten von:

Ebtesam Ahmed, Tania Arcimovich, Lily Farhadpour, Mubeen Khishany, Karima Shabrang, Meral Şimşek, Fariba Vafi

Impressum

Weiter Schreiben Magazin 8/2026

Textredaktion und Lektorat: Christiane Kühl,
Nicol Ljubić, Frauke Meyer-Gosau, Annika Reich,
Mirjam Wittig, Dellair Youssef

Bildredaktion: Maritta Iseler, Juliette Moarbes

Grafische Gestaltung: Daniela Burger

Übersetzung: Bianca Gackstatter, Christoph Hopp,
Sarah Rauchfuß, Nurcan Topal, Tina Wünschmann

Lektorat/Korrektorat: Dagmar Deuring

Umschlagbild: Helia Jafarzadeh, Digitalfoto-
grafie, 2026

Druck: Druckhaus Köthen

Mit Beiträgen von: Ebtesam Ahmed, Sevil Amini,
Tania Arcimovich, Lily Farhadpour, Thana Farooq,
Raisan Hameed, Tirdad Hashemi & Sulmaz
Purhadi, Helia Jafarzadeh, Kani Kamil, Mubeen
Khishany, Anahita Razmi, Karima Shabrang,
Meral Şimşek, Fariba Vafi

Herausgeberinnen:

WIR MACHEN DAS / wearedoingit e. V.

Neue Promenade 6, 10178 Berlin

Vorstand: Teresa Koloma Beck, Priya Basil

Gesamtleitung: Annika Reich

Geschäftsführung: Sophie Boitel

Künstlerische Leitung: Nicol Ljubić

Projektmanagement: Kira Dell

Leitung Kommunikation: Patrick Kennedy

Dieses Magazin entstand im Rahmen des
Projekts *Weiter Schreiben*, ein Programm für
Autor*innen aus Kriegs- und Krisengebieten,
gefördert durch die Crespo Foundation, die
C.H.Beck Kulturstiftung, die Fondation Jan
Michalski, die S. Fischer Stiftung, die Kunst-
stiftung Folker Skulima, die ALE Stiftung und
den *Weiter Schreiben* Freundeskreis.

www.weiterschreiben.jetzt

 Crespo
Foundation

C.H.Beck Kulturstiftung

Fondation
Jan Michalski

S . F I S C H E R
S T I F T U N G

●●● KUNSTSTIFTUNG
●●● folker skulima

ALE
STIFTUNG

Weiter
Schreiben
jetzt

Editorial

Was haben eine Geschichte, ein Pullover und eine Hose gemeinsam? Fäden und Stoff. Damit eine Geschichte nicht auseinanderfällt, braucht sie den roten Faden, der sie zusammenhält. Und auch Kleider werden mit Fäden genäht, gewebt oder gestrickt. Man könnte sagen: Ohne Fäden und Stoffe blieben alle nackt, nicht nur wir Menschen, sondern auch unsere Geschichten. Was noch fehlt zum Dreiklang, sind die Schnitte. Sie machen die Form. Geben den Geschichten und Kleidern ihre Eigenheit.

„Fäden, Stoffe, Schnitte“ lautet der Titel unseres achten Magazins, von dem sich die Autor*innen inspirieren ließen – in all seiner Mehrdeutigkeit.

In ihren Geschichten geht es um mehr als Fäden und Stoffe, und selbst wenn sie von Kleidern handeln, handeln sie doch von mehr als Kleidern: vom Leben.

Schreiben sei wie Stricken, schreibt die iranische Autorin Lily Farhadpour. Ihr ganzes Leben sei verlaufen wie eine ihrer Strickarbeiten: Sie musste immer bereit sein zur Improvisation. Von der poli-

tischen Bedeutung des Stickens schreibt die belarusische Autorin Tania Arcimovich, die selbst mit dem Stickten angefangen hat, auch aus Angst vor dem Kontrollverlust.

Es geht aber nicht nur ums Stricken und Stickten. Die afghanische Autorin Karima Shabrang erzählt die Geschichte eines Speisetuchs, die zugleich von einer Autorin handelt, die in ihrem Herkunftsland unsichtbar gemacht wurde. Sie selbst ist diese Autorin. Weil sie über Dinge geschrieben hat, über die niemand sprechen darf. Schon gar keine Frau.

Ebtesam Ahmed erzählt von einem Mädchen, das auf ihre Hose aufpassen soll, ohne zu wissen, weshalb. Fariba Vafi schreibt von einem Teppich, mit dem sie ein ähnliches Schicksal teilt – wie zwei Verirrte. Und Mubeen Khishany hat ein Schlaflied gedichtet: „Lass den Rauchfaden los | und deine Lider sich schließen | Schlaf ein voll Zuversicht, mein Lieber.“ Es sind letztlich Fäden, die alles zusammenhalten, oder, wie Meral Şimşek schreibt: „Der Mensch ist ein aus Fäden gesponnener Kokon.“

So wie dieses Magazin ein Kokon ist aus wundervoll gesponnenen Geschichten. Und es zieht sich ein Faden hindurch, ein roter. Den Anfang macht ein Satz, den wir uns ausgedacht haben und der von den Autor*innen dieses Magazins weitergesponnen wurde:

„Es ging nicht um das Kleid,
es ging um das Leben, das es versprach.“



Tania Arcimovich & Karima
Shabrang

Bilder: Helia Jafarzadeh

„Und selbst- vergessen webt die Hand ...“

Digitalfotografie, 2026

Die Bilder vom Sticken und von Karima Shabrangs Speisetuch schuf Helia Jafarzadeh.

Zwei Autorinnen, die sich nicht kennen, schreiben sich.
Die eine ist Belarusin und erzählt, warum das Sticken
sie gerettet hat. Die andere ist Afghanin und antwortet mit
der Geschichte ihres Speisetuchs.

Liebe Karima,
meine Erzählung beginnt mit van Goghs Bild „Sternennacht“, das vor mir an der Wand hängt, über dem Tisch, an dem ich diesen Brief schreibe. Es ist kein Kunstdruck, sondern mein eigenes Werk: Ich habe es gestickt. Vielleicht kennst du diese Malen-nach-Zahlen-Sets, die man kaufen kann? Das Gleiche gibt es auch zum Sticken. „Sternennacht“ ist eines der bekanntesten Werke van Goghs. Immer wenn ich die Magie dieses nächtlichen Sternenhimmels betrachte, stockt mir der Atem. Es heißt, der Künstler habe gemalt, was er vor seinem Fenster sah. Ich versuche mir das Zimmer vorzustellen, in dem er das Bild schuf, er lebte bescheiden, nahezu ärmlich, und litt unter Depressionen. Deshalb glaube ich, dass es nicht der tatsächliche Blick aus seinem Fenster war, sondern das, was er auf der Innenseite seiner Lider sah. Vor meinem Fenster eröffnet sich auch kein so fantastischer Raum, aber hier soll es nicht um den Blick aus meinem Fenster gehen – mein Fokus liegt auf der Stickarbeit.

Alles begann mit der Pandemie. Als ich mir das erste Stickerei-Set kaufte, war das Sticken für mich eine neue Beschäftigung. Als Kind hatte ich erste Versuche unternommen, als wir unsere Verwandtschaft in der Ukraine besuchten. Sticken war dort Teil des Frauenalltags geblieben, eine Routine, deren Ergebnisse stolz präsentiert wurden – die Ikonenecken und die Betten waren mit selbstgewebten, bestickten Tüchern und Überwürfen geschmückt, an Festtagen trug man besondere bestickte Blusenhemden. Auch meine Mutter besaß eine solche bestickte Bluse, die sie später an mich weitergab.

Damals versuchte ich zu sticken, aber mir fehlte selbst für die einfachen Kreuzstichmuster die Geduld. Deshalb ließ ich es bleiben und dachte bald nicht mehr daran. Außerdem wuchs ich im Diskurs der „großen Kunst“ auf und Kunsthandwerk – Produkte aus Textil, Glas, Ton und Metall – erschien mir unwichtig, zweitrangig im Pantheon der „echten Kunst“. Um Sammlungen von Kleidungsstücken, Geschirr, Schmuck und anderen Dingen machte ich in Museen daher meist einen großen Bogen.

Die Frau öffnete neugierig den Schrank und stellte sich vor, welches Kleid sie

Woher kam also im Februar 2020 plötzlich diese Idee? Ich war in Panik aufgrund der ungewissen Situation, empfand Kontrollverlust, und so entstand das Bedürfnis nach einer Tätigkeit, die Konzentration erfordert, aber wenig Nachdenken, die physischer Natur ist, aber automatisch abläuft und so die innere Leere ausfüllt. Die Beschränkungen, die die Pandemie mit sich brachte, waren vor allem deshalb so schmerzlich, weil sie die Pläne zerstörten, von denen ich mir Rettung erhofft hatte. Damals war es mir noch nicht ganz bewusst, das wurde es erst später, aber ich steckte schon seit längerer Zeit in einer tiefen Depression. Eine Reihe von Umständen hatte dazu beigetragen: die Geburt meines Kindes, die darauffolgende existenzielle Einsamkeit, soziale Isolation, Enttäuschung von meiner Beziehung, bodenlose Erschöpfung. Mental und emotional wollte ich weglaufen, mich in verständliche, stabile Welten flüchten, und so war Kreuzstich in vorgegebene Muster eine ideale Beschäftigung.

Hinzu kam van Gogh, auf dessen Mythos mein Kunstverständnis gewachsen war. Ich las alles noch einmal, was in unseren Breiten über ihn zu finden war, kaufte einen Bildband mit seinen Werken und fand im Antiquariat gar einen Band seiner Briefe. Die Tatsache, dass es gerade van Gogh war, dessen Bild ich stickte, inspirierte und beruhigte mich also zusätzlich. Und die „Sternennacht“ passte ideal zu dem, was ich auf der Innenseite meiner Lider sah.

Die Tage zogen sich hin – zuerst in Erwartung des Frühlings, dann des turbulenten Sommers, denn in Belarus hatte der Präsidentschaftswahlkampf begonnen. Schließlich kam der August mit den eindrucksvollen Protesten und ihrer gewaltsamen Niederschlagung, mit tausenden Menschen in Gefängnissen. Vor diesem Hintergrund verlor die Pandemie an Bedeutung und Bedrohlichkeit. Der Mensch hatte sich als gefährlicher erwiesen.

In diesen langen Tagen und Nächten konnte ich nicht von meiner Beschäftigung lassen. Ich stickte in dieses Stück Gewebe all meine Ängste und Sorgen, Schmerz und Verzweiflung, Gespräche, Nachrichten und Momente des Glücks, denn auch solche gab es. Kreuz um Kreuz veränderte ich mich. Etwas in mir bewegte sich, ich wurde eine andere. Das Bild des nächtlichen Sternenhimmels trat immer

Ich stickte in dieses Stück Gewebe all meine Ängste und Sorgen, Schmerz und Verzweiflung, Gespräche, Nachrichten und Momente des Glücks.

deutlicher hervor, dahinter aber sah ich mich selbst, zerrissen in einem stummen, hilflosen Schrei. Dieses Bild wurde zu meinem Zeugen, einem Tagebuch, das nur ich lesen konnte.

Plötzlich betrachtete ich all diese Stickereien und selbstgewebten Dinge, die sonst nur in ihrer dekorativen Funktion wahrgenommen werden, mit anderen Augen. Sie sollten tatsächlich in Museumsvitrinen aufbewahrt werden, um die eingestickten Botschaften entschlüsselbar, die Geschichten hörbar zu machen, die zumeist von Frauen erzählt werden. Ja, wir wissen heute, dass in den Manufakturen, die solche Produkte für den Verkauf herstellten, oft Männer arbeiteten, manchmal auch Kinder, und dass auch sie ihre Geschichten haben, die auf Hörer*innen warten. Aber gerade durch ihre Routiniertheit heben sich die Stickereien der Frauen aus dieser Reihe ab, denn in diese Werke arbeiteten

wohl auswählen würde, doch es hing nur ein einziges darin.

Tania Arcimovich



Digitalfotografie, 2026

die Frauen nicht nur ihre Geschichten ein, sondern manifestierten darin auch ihr Selbst.

Die belarusische Künstlerin Rufina Bazlova wählte 2020 die Stickerei als Form, um die Ereignisse in Belarus festzuhalten und anschließend damit der Welt zu berichten, wie viele tausende Menschen im ganzen Land protestierten, gegen das gewaltvolle

herrschende Regime aufgegriffen und schließlich niedergeschlagen wurden, samt allen Freiheitsbekundungen. Die Stickerei, bis dahin mit Museen oder Großmüttern in abgelegenen Dörfern assoziiert, wurde gleichsam zur Erzählform und Solidaritätspraxis, zur Methode der Unterstützung, aber auch Überwindung der Ohnmacht angesichts der

Gewalt, die das Land gefangen hielt. Eine rituelle Bedeutung der Stickerei eröffnete sich, nicht nur als intime Praxis, sondern auch als politisches Manifest.

Karima, mein Brief an dich trägt als Titel eine Zeile aus dem Gedicht „Die Weberinnen aus Sluzk“ des belarusischen Dichters Maksim Bahdanovič. Er schrieb es 1912 für jene Arbeiterinnen, die von früh bis spät in den Webereien schufteten. Tatsächlich, aber das fand man erst später heraus, arbeiteten dort Männer, die Frauen kümmerten sich vermutlich um Haus und Hof. In der Schule las man dieses Gedicht, ohne groß nachzudenken, aber seit den Ereignissen von 2020 und meiner persönlichen Erfahrung hat sich mir eine völlig neue Dimension des Texts erschlossen. Besonders gut kann ich die Zeile über die Hand nachvollziehen, die selbstvergessen ein anderes Muster webt, als ihr aufgetragen wurde.

An dieser Stelle, liebe Karima, setze ich einen Punkt und warte gespannt auf deine Antwort.

Tania

Ein tadschikisch-badachschanisches Speisetuch

Liebe Tania, meine mir noch unbekannte Freundin!

Meine Geschichte beginnt mit einem großen Speisetuch und zu einer Zeit, in der ich von Büchern, Gedichten und dem Namen, den ich später tragen würde wie ein sowohl helles als auch dunkles Mal auf der Stirn, noch nicht viel ahnte. Sie beginnt mit dem traditionellen

Speisetuch der Tadschiken aus der afghanischen Provinz Badachschan, das jetzt in Berlin auf dem kleinen Tisch in meiner Küche liegt, dessen eines Bein kürzer ist als die anderen drei und mit dem das ganze Haus zur Seite zu hinken scheint, wenn meine Kinder um ihn herumwirbeln.

Gewebt hat das Speisetuch meine Mutter, ich half ihr damals dabei. In meiner Erinnerung sind ihre und meine Hände nicht klar voneinander zu trennen. Manchmal glaube ich, die kleinen Hände, die den gelben Faden zwischen den weißen Fäden hindurchziehen, sind meine, dann wieder sehe ich, es müssen die meiner Mutter gewesen sein, mit ihren geduldigen Bewegungen. Das Geräusch der hölzernen Mechanik der Weblade habe ich noch immer im Kopf: Tack, tack, tack. Ein trockener, akkurater, unnachgiebiger Ton, doch freundlich dabei. Damals war ich noch nicht Karima Shabrang. Ich war einfach nur Karima, ein Mädchen der Berge, des Schnees, der Steine und Flüsse. Manchmal entschlüpfte meinem Mund ein Gedicht, dann fürchtete ich mich, wie ein Kind, das mitten in der Nacht wach wird, nach seiner Mutter ruft und vor seiner eigenen Stimme erschrickt. Wenn eine Frau in Badachschan ein Gedicht aufsagte, war das immer, als würde ein Fenster geöffnet, hinter dem schon jemand steht und lauscht. Ich wusste noch nicht, dass mein Name eines Tages Haus um Haus, Mund um Mund und Schmährede um Schmährede durchziehen würde wie einer dieser langen, bunten Fäden.

Meine Mutter webte Speisetücher. Im Norden Afghanistans wird darauf nicht bloß das Essen angerichtet, das Tuch steht auch für Ehre und Ansehen der Familie. Bei uns zu Hause hatte alles eine tiefere Bedeutung. Das Brot war nicht bloß Brot, es war ein Versprechen. Wasser war nicht bloß Wasser, sondern die Erinnerung an den Fluss. Das Speisetuch nicht bloß ein Stück Stoff, sondern das kleine

Sie wollte gerade nach diesem einzigen Kleid greifen, zögerte jedoch,

Stück Boden, das zu beherrschen der Frau gestattet war.

Wenn das Speisetuch ausgebreitet wird, scheint sich die Welt für einen Augenblick zu ordnen: in der Mitte das Brot, rundherum die Hände, die Augen gesenkt, der Wörter wenige. Wenn die Männer und Frauen meiner Familie um das Speisetuch saßen, sprachen

Das Speisetuch war nicht bloß ein Stück Stoff, sondern das kleine Stück Boden, das zu beherrschen der Frau gestattet war.

sie manchmal so leise miteinander, dass ihre Worte sich im Wasserdampf des Tees auflösten, bevor sie das Ohr erreichten. Aber bevor das Tuch zum Speisetuch wird, ist es ein Durcheinander, Chaos. Wirres Garn, Farben ohne Anordnung, lange Kett- und umherfliegende Schussfäden. Dann das Tack-tack, das alles in die Form zwingt.

Nicht zu stark am Faden ziehen, sonst reißt er, sagte meine Mutter, während sie die Fäden einspannte. Jahre später erst verstand ich, dass sie nicht nur das Webgarn meinte. Sie meinte auch uns Frauen. Sie meinte Badachschan, meinte Afghanistan. Meinte meine Schwester, deren Kräfte nicht ausgereicht hatten. Meinte auch mich. Ich erinnere mich noch gut an die Farben. Rot war da, wie die Wangen eines jungen Mädchens, über deren erste Verliebtheit man munkelt. Schwarz wie der vor den Mund gezogene Schleier. Grün wie die Versprechen der Politiker in Kabul,

welk schon am nächsten Tag. Blau wie der reine Himmel Badachschan. Und Gelb wie die schwachen Lichter in den Häusern, in denen Mädchen heimlich Gedichte schreiben.

Von der Dichterin Makhfi Badakhshi hörte ich erst später, aber vielleicht war sie auch schon von Anfang an da. Im Gedicht („Der erste Flaum in deinem Gesicht, oh, Silberkörper, sanft und sacht...“), im Geräusch des Webstuhls, im Schatten, den die Hände meiner Mutter warfen. Eine Frau, die Gedichte schrieb und ihren Namen geheim hielt, weil die Welt für ihre Stimme noch kein Ohr hatte. In meiner Vorstellung hat Makhfi Badakhshi ihre Gedichte nicht auf Papier geschrieben, sondern auf Gewebe: auf den Rand eines Schleiers, hinten auf die Vorhänge, auf die Unterseite eines Kissens – in der Stille nach dem Gebet, in den wenigen Atemzügen zwischen zwei männlichen Anordnungen.

In manchen Nächten in Berlin, wenn die Kinder schlafen und die Briefe der deutschen Behörden, weiß und kalt, in einer Reihe auf dem Tisch liegen, öffne ich das Speisetuch und Makhfi Badakhshi entsteigt einer seiner Ecken. Nicht wie ein Geist, nicht wie eine Vision; sondern wie eine müde Frau, die jahrelang in einer Truhe steckte und jetzt einmal die Knie durchstrecken möchte. Sie setzt sich mir gegenüber. „Warum hast du nicht unter anderem Namen geschrieben?“, fragt sie.

Ich antworte nicht.

Was soll ich ihr auch sagen? Dass man mich auch so unsichtbar gemacht hat? Versteckt nicht hinter einem Pseudonym, sondern hinter übler Nachrede? Dass mein Name mich jedes Mal, wenn er gedruckt wurde, ein Stück Zuhause gekostet hat? Dass ein Gedicht, sobald es den Mund einer Frau verlässt, nicht länger nur Gedicht ist, sondern auch Indiz?

Meine ersten Gedichte schrieb ich in der Vorstellung, dass Worte befreien können, wenn sie nur wahr sind. Mir war nicht bewusst,

dass die Wahrheit in einer verlogenen Gesellschaft aufblitzt wie ein Messer und alle es mit der Angst zu tun bekommen. Ich habe über Dinge geschrieben, die allen bekannt waren, von denen man aber nicht sprechen durfte. Dann sah ich die Stadt ihr Maul aufsperrten. Nicht, um meine Gedichte vorzutragen, sondern um mich zu verschlingen. Kabul verschlang mich, Badachschan spie mich aus. Kein Büro stellte mich ein. Personen, die ständig von den Frauen im Land sprachen, fürchteten eine Dichterin. Selbst inmitten der amerikanischen Demokratie, die mit Militärflugzeugen kam und sich mit Panzern durchs Land bewegte, war kein Platz für eine Frau, die frei ihre Gedichte schrieb. Offene Türen gab es viele, aber hinter jeder wartete ein Mullah, ein Magistrat, eine Drohung, eine Unterschrift, eine Akte, eine Inspektion. Ihre Gedichte sind ein Problem, sagten sie. Sie sagten nicht: Die Frau ist ein Problem. Sie sagten: die Gedichte. Aber ich wusste, dass mein Körper gemeint war, meine Stimme, der rote Faden, der aus dem Speisetuch meiner Mutter heraushing und sich jetzt der öffentlichen Ordnung um den Hals wand. Über diesen Faden griffen sie auch nach meiner Schwester.

Wie soll ich das aufschreiben, ohne dass mir das Papier verbrennt? Dass für ein Gedicht manchmal nicht nur die Dichterin büßen muss? Dass alle ihr Nahestehenden ebenfalls vor den Richterstuhl gezerrt werden? An der Universität Kabul folgte mein Name ihr auf Schritt und Tritt, wie ein anrühiger Schatten. Die Professoren, die sich doch mit Worten auskennen sollten, tauschten Worte gegen Steine. Blicke, Anspielungen, Demütigungen, Fragen, die keine Fragen waren, all das bekam sie ab. Sie war meine Schwester, aber die Gesellschaft machte sie zu meiner Fußnote. Eines Tages konnte sie nicht mehr. Die Gesellschaft hatte den Faden so straffgezogen, dass er den Hals meiner Schwester durchschnitt ...

Meine ersten Gedichte schrieb ich in der Vorstellung, dass Worte befreien können, wenn sie nur wahr sind.

Nicht zu stark am Faden ziehen, sonst reißt er, hatte meine Mutter gesagt. Ach, hätte es doch nur den Faden zerrissen und nicht das Leben meiner Schwester ...

Seit jenem Tag sehe ich bei jedem Tack-tack auch einen Sarg vor mir. Der Webstuhl arbeitet in meinem Kopf und jeder seiner Schläge sagt: eine weitere Frau, eine weitere Tochter, eine weitere Schwester. Tack: die Universität. Tack: mein Zuhause. Tack: die Behörden. Tack: das Ministerium. Tack: Emigration. Tack: Berlin.

Nicht wie die Liebenden aus den Geschichten, sondern wie zwei Ausgestoßene lernten Shafaq und ich uns kennen und heirateten. Liebe war da, aber unsere Liebe besaß kein großes, hell ausgeleuchtetes Haus. Sie war mehr wie eine Decke, die zwei Menschen im Winter über sich ziehen, während unten noch ihre Füße heraus schauen. Wir lebten in einer eigentümlichen Entbehrung. Nicht in Armut oder Arbeitslosigkeit, nicht einfach in Heimatlosigkeit. Die Entbehrung bestand darin, die Welt nicht davon überzeugen zu können, dass wir das Recht haben, in ihr zu atmen.

Dann kamen die Kinder: Shahname, Shahbahang, Shahkar.

Ein leichtes Leuchten auf dem Speisetuch, während ich ihre Namen aufschreibe. Statt eines Zuhauses habe ich drei Namen hervorgebracht, denke ich manchmal, drei

als haftete ihre jahrelange Sehnsucht, das Leben zu berühren, noch immer an ihren Fingerspitzen; sie begriff, dass keine Frau ihr erstes Kleid selbst anlegt – es ist

das Schicksal, das schon lange vor ihrer Geburt bereits das Maß ihrer Schritte, ihres Schweigens

kleine Lichter, die mich davor bewahren, in den vielen Korridoren der Immigration verloren zu gehen. Aber die Kinder werden darin zu schnell groß. Sie verstehen noch nicht, was Heimat bedeutet, aber verstehen schon Wartelistenplatz, Formular, Aufenthaltstitel, Versicherung, Übersetzung, Öffnungszeiten, Ablehnung, Bewilligung, Nachforderung. Berlin ist eine Stadt, die Zuflucht gewährt und Prüfungen abnimmt. Auf den Straßen ist man hier frei, auf dem Papier gefangen. Man entkommt den Taliban und landet in

**Ihre Gedichte sind
ein Problem, sagten sie.
Sie sagten nicht:
Die Frau ist ein Problem.
Sie sagten: die Gedichte.
Aber ich wusste, dass
mein Körper gemeint war,
meine Stimme.**

der Bürokratie, flieht vor den Gewehren und findet sich vor dem Stempelkissen einer Behörde. Niemand brüllt, doch all dies zermürbt dich langsam.

Die Sonnenuntergänge in Berlin haben eine andere Farbe. Sie sind nicht wie in Badachschan, wo die Sonne hinter dem Berg verschwindet und man weiß, woher die Dunkelheit kommt. Hier sickert die Abenddämmerung durch die Straßenbahnscheiben, die Behördenfenster, zwischen den Gebäuden hindurch und den Gesichtern der Menschen, die erschöpft sind, ihre Erschöpfung aber diszipliniert haben. Wenn ich an der Haltestelle

stehe, schaue ich mir manchmal die Frauen dort genauer an, Frauen aus Syrien, aus der Ukraine, aus Iran, Afghanistan, der Türkei, Eritrea. Jede von ihnen hat ein unsichtbares Speisetuch dabei. Sie alle haben ein kleines Stück Zuhause mit sich genommen und wissen nicht, wo sie es ausbreiten sollen.

Ich breite mein tadschikisches Speisetuch auf dem Tisch aus. Wenn ich es ansehe, sehe ich nicht bloß Stoff, sondern eine Landkarte. Eine Landkarte, die der offiziellen Geografie unbekannt ist. Badachschan, zweigeteilt durch das russische Messer, liegt heil und ganz in seiner rechten Ecke, Kabul in seinem angesengten Rand: In einem unauflösbaren Knoten steckt das ehemalige Frauenministerium, in den schwarzen Streifen die Universität Kabul, meine Schwester ist die Stelle, an der der Faden riss, Shafaq der Streifen, der ihn wieder verband. Meine Kinder liegen in den drei kleinen Mustern, die wie Sterne anmuten, und Berlin in dem dunkelgrauen Teil, der noch nicht fertiggestellt ist.

Manchmal geht eine Bewegung durch die Fäden, glaub mir! In den Nächten, wenn es still wird im Haus, erklingen Stimmen aus den Mustern. Sie lassen meine Tochter nicht in die Schule, sagt eine Frau in Badachschan. Sie haben mein Büro geschlossen, sagt eine Frau in Kabul. Ich habe meine Gedichte verbrannt, sagt eine Frau in Faizabad. In der Behörde konnte ich nicht sprechen, sagt eine Frau in Berlin. Makhfi Badakhshi trägt leise das Ghasel vor, das sie für ihren Liebsten geschrieben hat. Meine Schwester sagt nichts. Ihr Schweigen ist lauter als alle Stimmen. Ich fahre mit meinen Händen über das Speisetuch und fühle, dass es einen Puls hat. Als Kind dachte ich, ein Speisetuch sei dazu da, die Menschen zusammenzubringen. Jetzt weiß ich, dass es auch dazu dienen kann, die verstreuten Teile eines Menschen wieder zusammenzusetzen. Jeden Abend finde ich ein anderes Stück von mir darin wieder: das

Digitalfotografie, 2026



und ihrer Wunden zugeschnitten hatte, so dass ihr nichts anderes übrig blieb,

Statt eines Zuhauses habe ich drei Namen hervorgebracht, denke ich manchmal, drei kleine Lichter, die mich davor bewahren, in den vielen Korridoren der Immigration verloren zu gehen.

kleine Mädchen, vor ihrem ersten Gedicht. Die junge, für ihre Gedichte abgestrafte Frau. Die Mutter, die vor der Behörde in der Schlange wartet. Die Immigrantin, die die neue Sprache wie einen Kieselstein unter der Zunge rollt. Die Dichterin, die nichts sein wollte als das und von ihrem Land zur Zeugin gemacht wurde, zur Angeklagten, zur Ausgestoßenen.

Liebe, noch unbekannte Freundin!

Vielleicht sind alle meine Gedichte dem Tack-tack der Weblade entsprungen, dem Webstuhl, an dem meine Mutter Speisetücher webte. Tack, tack – das heißt für mich, etwas nimmt Form an, aber durch Schläge. Kein feines Muster entsteht ohne. Keine Frau kommt in Afghanistan ohne Schläge zu ihrem eigenen Namen. Man schlägt uns, und wir bilden Muster aus. Zieht uns fest für den aufrechten Stand. Verknotet uns, damit wir nicht auseinanderfallen. Und dann, wenn wir Form angenommen haben, sagt man: Was für ein schönes Speisetuch!

Aber niemand fragt den Faden, wie viel Schmerz er erdulden musste, um zum Muster zu werden.

Heute Abend regnet es in Berlin. Die Kinder schlafen. Shafaq ist im anderen Zimmer

und liest. Auf dem Tisch einige Behördenbriefe, eine Rechnung, ein abgebrochener Bleistift und das tadschikisch-badachschanische Speisetuch. Ich betrachte das rote Garn, sehe, dass es noch nicht ausgegangen ist, sehe, wie es aus dem Rand läuft, den Tisch hinunter, die Küche durchzieht und zurückreicht bis nach Badachschan.

Dort sitzt meine Mutter und webt.

Tack.

Makhfi Badakhshi versteckt ihre Gedichte.

Tack.

Meine Schwester geht durch die Flure der Universität.

Tack.

Ich trage mein erstes Gedicht vor.

Tack.

Eine Behörde schiebt meine Akte zur Seite.

Tack.

Mein Kind muss seinen Namen wiederholen, wenn es auf Deutsch danach gefragt wird.

Tack.

Das Speisetuch wird ausgebreitet.

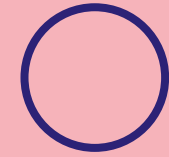
Und ich begreife, dass ich noch immer in diesem Klang lebe. Er, der in Badachschan einst einfach für eine übliche weibliche Beschäftigung stand, erzählt heute meine Geschichte. Die Geschichte einer Frau, die, so sehr sie sich auch bemühte, sich selbst zu entkommen, einsehen musste, dass die Fäden immer schneller sind als sie. Dass sie ihr vorausseilen, hinter ihr zusammenfließen, sich um ihre Handgelenke wickeln; sie manchmal aber auch vor dem Fall bewahren.

Ich beende den Brief hier also nicht. Ich lasse bloß den Faden einen Moment lang locker.

Denn an dem Speisetuch wird noch immer gewebt.

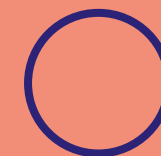
Aus dem Belarusischen von Tina Wünschmann und aus dem Persischen von Sarah Rauchfuß

Tania Arcimovich



Tania Arcimovich trug weiße Strumpfhosen in einem Staat, der die Menschen lieber in grauen sah. Kleidung, so sieht es Tania, ist politisch aufgeladen, vor allem für Frauen. BH, Kleid, Hochzeitskleid, Kopftuch, Korsett oder Hose: Zwar variiert die politische Bedeutung je nach Kontext, aber was Frauen tragen, ist selten banal. Im sowjetischen Alltag war die einheitsgraue Strumpfhose ein subtiles Symbol von Gleichmachung und Repression.

Heute trägt Tania gern Schwarz, weil sich Schwarz leicht mit allem kombinieren lässt, dazu rote Socken oder einen roten Hut als Akzent und für etwas Dynamik. Tatsächlich vermisst sie die Zeit, in der man mit einer weißen Strumpfhose auf der eigenen Individualität bestehen und Widerstand ausdrücken konnte.



Wenn Karima Shabrang das handgewebte Tuch berührt, das sie von ihrer Mutter hat, kann sie ihr Zuhause riechen, das wilde Gras der Steppe und die Straßen ihrer Stadt – alles im selben Moment. Sie nimmt ihr Tuch mit, egal, wohin sie geht. Denn handgewebte Stoffe tragen in ihren Fäden Erinnerungen: an die Hände der Künstler*innen, die sie webten, auch an Dinge, die Menschen hinter sich lassen mussten.

Bei der Wahl ihrer Farben lässt sich Karima von ihrer Stimmung leiten, nicht von aktuellen Trends. Am liebsten mag sie dunkle, ruhige Töne, manchmal auch warme, lebendige Farben. Das passt zur Beschreibung eines Freundes, sie sei eine „stille Philosophin“, auf die sie erwidert: Äußerlich still, aber innerlich aufgewühlt und voller Rebellion!

Karima Shabrang

als zu lernen, in einem Gewand zu leben, das sie sich niemals selbst ausgesucht hätte.

Karima Shabrang

Die „leicht-sinnige“ Hose

Mein Vater stieg schnell die Leiter herunter. Nervös hielt er seine Waffe in der Hand. Er stieß mich gegen die Wand, um sich Platz zu schaffen. „Gottverfluchter Trotz der Töchter“, murmelte er vor sich hin. Hilflos weinend rannte ich zu meiner Mutter, die sich klagend gegen den Kopf schlug, als sie mich sah. Sie zog mich zur Feuerstelle. Die Kohlen glühten. Sie drohte mir und schrie mir ins Gesicht: „Pass auf deine Hose auf, dass du sie nicht versengst!“ Ich stand die ganze Zeit wie angewurzelt da und hielt meine Hose fest, damit sie bloß nicht in die Nähe des Feuers käme. Eher hätte ich mir eine Verbrennung an der Hand eingefangen, als meine Hose aufs Spiel zu setzen. Selbst das Badezimmer schien mir ein unsicherer Ort zu sein, so nah fühlte sich das Feuer an. Natürlich wurde mir dennoch ein weiterer Stoß verpasst.

Unser Haus – nein, unser ganzes Dorf war ein Durcheinander von Geräuschen und Stimmen, die ich zu entschlüsseln versuchte. Mir war, als riefen alle dasselbe: „Pass auf deine Hose auf!“ Sie hatten wahrscheinlich ihren Wert entdeckt und befanden sich nun in heller Aufregung.

Ich schloss mich dem Menschenstrom an, der sich auf unser Grundstück zu bewegte. Irgendetwas war dort los. Ein riesiger Stier – wohl der größte, den man je zu Gesicht bekommen hatte – lief vorweg. Geführt wurde er von den Männern meines Dorfes, die bis an die Zähne bewaffnet waren. Nicht alle Männer waren dabei, aber bestimmt jeder zweite. Mit der ganzen Kraft, die ein neunjähriges Mädchen aufbringen kann, hielt ich meine Hose fest. Vielleicht wollten sie diesen Stier dazu benutzen, um in unser Haus einzubrechen und sie zu stehlen?

Gott sei Dank hielten sie beim Haus meiner Freundin Afaf an. Als der Scheich des Dorfes sich bei Afafs Vater und den anderen Männern ihrer Familie einfand, standen die Männer des Dorfes ringsum. Er befahl ihnen, den Stier zu schlachten, wie es das Streitschlichtungsritual al-Hajar verlangt. Dann ließ er einen der Jugendlichen vortreten und zu ihnen kommen. Die Frauen, die bei ihm standen, klagten im Chor: „Er ist es? Gottes Zorn soll ihn treffen!“ Eine der Frauen weinte besonders heftig. Man konnte förmlich sehen, wie ihr Herz brannte: „Ich reiße es mir mit meinen eigenen Zähnen aus! Gott möge den Vater verdammen, der seinen Sohn nicht zu erziehen weiß. Sie täten gut daran, ihn zu töten und uns von ihm und seinem schlechten Beispiel zu befreien!“

Ich hatte mich inzwischen nach einem Stein umgesehen, von dem aus ich die Ereignisse überblicken konnte. Ich stieg hinauf und versuchte den Grund für das verzweifelte Geschrei herauszufinden. Als ich ihn sah,

War sie wirklich allein oder waren es vielleicht Seelen, die den Raum erfüllten und sie in Richtung des Kleides bewegten? Das Verlangen überkam sie,

erschrak ich. Er umfasste die Hand von Afafs Vater. „Meine Tochter Afaf sei deine Frau!“ War das nicht Tajisch, dieser „leichtsinnige“ Junge, der Afaf tagelang nachgestellt und sie letztlich in den Stall gedrängt hatte, dort ihre Kleider zerriss und ihr „wehtat“?

Die bewaffneten Männer brachten Afaf herbei, jedoch ohne ein hochzeitliches Zeremoniell, und ein weißes Kleid hatten sie ihr auch nicht angelegt. Statt Begleitmusik und trällernden Stimmen hörte ich nur Schluchzen, Verwünschungen und merkwürdige Rufe. Ich suchte in dem Durcheinander nach meiner Mutter. Ich war total schockiert. Afaf wurde verheiratet? Warum hatte man ihr kein Hochzeitsfest bereitet? Meine Mutter schäumte vor Wut: „Ein Mädchen, das nicht auf ihre Hosen aufpasst, schleifen sie wie eine Hündin zum Hund und werfen es ihm hin, damit er mit ihr spielen kann. Wir haben einen Getreidespeicher, in dem wir dich verstecken können, falls du auf deine Hosen nicht aufpassen solltest!“ Ich hielt mit aller Kraft meine Hose fest. Plötzlich fingen meine Schultern an zu beben. Ich dachte an meine schöne Puppe: Ich werde ihr gar nicht erst eine Hose anziehen! Denn was wäre, wenn ein Hund sie sähe und mit ihr spielen wollte? Ihr Vater würde sie ihm sicherlich hinwerfen!

Dann kam mir noch eine andere Idee. Ich suchte die Stoffetzen zusammen, die meine Mutter aufbewahrte, um damit die Scheiben zu putzen, nahm Nadel und Faden und wollte gerade anfangen, ganz viele Hosen für meine Puppe zu nähen, da stach ich mir auch schon in den Finger. Das Blut rann und unter Tränen lief ich schnurstracks zu meiner Mutter. „Mama, da kommt Blut aus meinem Loch!“ Erschrocken schmiss sie den Topf zur Seite und fragte: „Was sagst du?“ Ich zeigte ihr meinen verletzten Finger und sie atmete erleichtert auf. „Ach, zum Glück ist es nur dein Finger!“ Sie ging weg, ohne sich dafür

Die bewaffneten Männer brachten Afaf herbei, jedoch ohne ein hochzeitliches Zeremoniell, und ein weißes Kleid hatten sie ihr auch nicht angelegt.

zu interessieren, was mir eigentlich passiert war. Ihr Schreck galt sicherlich meiner Hose. Aber warum ist meine Hose wichtiger als ich?, fragte ich mich.

Als mein Vater zurückkam, war er aufgebracht und grummelte vor sich hin: „Wann wird dieses Mädchen endlich so alt sein, dass wir sie verheiraten können und die Sorgen um sie los sind?“ Niedergeschlagen entgegnete meine Mutter: „Sorgen um die Töchter hat man noch und nöcher.“ Ich versuchte zu verstehen, welche Sorgen es waren, die ich meinem Vater bereitete. Und was war eigentlich Afaf passiert? Vielleicht waren alle Mädchen des Dorfes so wie ich. Was sagten ihre Familien denn zu ihnen? Seit der Verheiratung von Afaf hatte ich keine von ihnen mehr gesehen. Nun, mein Vater hatte mich auch daran gehindert, zur Schule zu gehen und auf der Straße zu spielen. Alle unsere Nachbarn gingen genauso mit ihren Töchtern um. Waren die Bräute des Dorfes seit Afafs seltsamer Hochzeit jünger geworden?

Dachte ich an Afaf, so hielten mich Trauer und Furcht in ihren Fängen. Ich hoffte, sie einmal wiederzutreffen, um sie fragen zu können, was das für eine Hochzeit gewesen



„How Shall We Greet the Sun“, analoge Schwarzweißfotografie, 2024

es zu befühlen, so wie sie es mit allen

Dingen tat. Doch dann schlüpfte sie mit geschlossenen Augen

Ich versuchte zu verstehen, welche Sorgen es waren, die ich meinem Vater bereitete. Und was war eigentlich Afaf passiert?

war und weshalb sie so unglaublich schnell vorüberging. Warum hatte sie überhaupt zugestimmt, den „leichtsinnigen“ Jungen zu heiraten? Hatte er aufgehört, ihr wehzutun? Aber ich sollte sie nicht noch einmal treffen. Bekommen habe ich lediglich einen neuen Gürtel für meine Hose!

Ich schlich mich aus dem Haus. Vielleicht würde ich draußen eine der Nachbarstöchter treffen, dann könnten wir miteinander spielen. Einer der widerwärtigen Jungen versperrte mir den Weg und versuchte mich an die Wand unseres Hauses zu drängen. Er rieb an seiner Hose herum und sagte: „Sobald ich ein bisschen größer bin, werde ich dich zur Frau nehmen, meine Unschuld!“ Voller Ekel erwiderte ich: „Dich werde ich bestimmt nicht heiraten!“ Sein Lächeln war boshaft. „Ich werde dich einfach so bearbeiten, wie Tajisch Afaf bearbeitet hat. Dein Vater wird kommen und meine Stirn küssen, damit ich dich heirate und niemand anders.“

Als er sich mir näherte und mich hinter unser Haus zerren wollte, versuchte ich ihm, um ihn loszuwerden, einen Tritt in den Bauch zu verpassen. Aber ich kam mit meinem Fuß nicht hoch genug und traf ihn

stattdessen mitten in die Hose. Er griff sich dorthin und sprang wie verrückt herum. Vor Schmerz jaulte er so lange, bis sich die Jungs der Nachbarschaft um ihn versammelt hatten und ihn auslachten: „Die Unschuld hat dich plattgemacht!“

Ich lief schnell nach Hause, um mich dort zu verstecken. Doch meine Mutter entdeckte mich sofort und fragte: „Was ist los? Warum weinst du?“ Ich weinte ununterbrochen und hielt meine Hose fest. Meine Mutter war außer sich und brüllte mich an: „Was? Ist jemand an deine Hose gegangen?“ Panisch brüllte ich zurück: „Nein! Dieser widerliche Junge kam an, doch ich habe ihm einen Tritt in die Hose verpasst. Wird der Scheich des Dorfes verlangen, dass ich einen Stier kaufe und ihn heirate, auch wenn ich das nicht will? Ich hasse ihn, Mama!“ In diesem Moment heulte ich wieder los.

Da lächelte meine Mutter mich zum ersten Mal an und nannte mich eine Löwin. „Stimmt es, dass Afaf mit Tajisch verheiratet wurde, weil niemand anders sie heiraten wollte?“, fragte ich. Meine Mutter schwieg. Sie gab mir zwar keine Antwort, doch belohnte sie mich mit einem dicken neuen Gürtel.

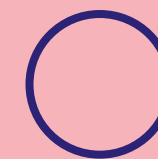
Aus dem Arabischen von Christoph Hopp

in das Kleid, um sich den aufregenden ersten Blick in den Spiegel nicht zu verderben.

Ebtesam Ahmed

Ebtesam Ahmed

Seit ihrer Kindheit im Jemen wehrte sich unsere Autorin, deren echten Namen wir aus Sicherheitsgründen nicht nennen, gegen die Kleidernormen ihrer Heimat: Sie wollte nicht gezwungen sein, wie alle anderen auszusehen, wollte keinen Trends und keinen gesellschaftlichen Normen folgen, sondern ihre Persönlichkeit ausdrücken. Alles, nur keine Uniform! Auf deutschen Straßen freut sie sich am meisten über die Kleidung älterer Frauen, die auf sie wirken, als seien sie mit ihren Körpern versöhnt: bequeme, elegante Kleidung in strahlenden Farben. Es kommt ihr sogar vor, als würde der Geschmack der Frauen hier mit zunehmendem Alter immer üppiger. Das wünscht sie sich und ihren Töchtern, die rosa Glitzer und Micky-Maus-Ohren tragen, wann immer sie wollen.



In ihrer Kindheit wollte Lily Farhadpour unbedingt ein Slipdress haben, doch ihre traditionelle Stiefmutter erlaubte es ihr erst, als Lily sich bei einem Unfall die Hände verbrannte. Die Freude war verdorben. Heute trägt sie ihre Kleider mit so viel Stolz und Rasan, dass Stiefmütter, Brandblasen und Traditionen besser schleunigst aus dem Weg gehen. In Teheran geht sie dreimal in der Woche schwimmen, auch in Berlin schwimmt sie wöchentlich. Doch fehlt in Berlin etwas, was die Schwimmbadbesuche in Teheran so besonders macht: Dieser eine Kleiderstand und diese eine Frau, die dort schon auf sie wartet: „Schau mal, dieses Kleid hier, das passt ganz wunderbar zu dir, und dieses hier, das auch!“ Gegen eine persönliche Stylistin am Beckenrand kann der Kudamm natürlich einpacken.

Lily Farhadpour

Schreiben, Stricken, und die lieben Sicherheits- nadeln

Ich bin fasziniert von zwei Entdeckungen beziehungsweise Erfindungen der frühen Menschheit: Sprechen und Stricken! Die Apollo auf den Mond zu schießen, ist weniger komplex und aufwendig gewesen, wenn Sie mich fragen. Jedes Mal, wenn ich eine Strickarbeit beginne und die ersten Maschen anschlage, bin ich aufs Neue verblüfft, wie intelligent dieser einfache Mensch gewesen sein muss, dass er es mit einem Faden, einem einfachen Strang, zu Stoffen und Kleidungsstücken gebracht hat und mit seiner Sprachfähigkeit und den Wörtern zu Erzählungen und Geschichten.

Es gibt einen berühmten iranischen Film mit dem Titel „Baschu, der kleine Fremde“: Zur Zeit des Iran-Irak-Kriegs flieht ein Junge, der während des Kriegs seine Familie verloren hat, aus der Kriegszone im Süden des Landes in die Nähe des Kaspischen Meeres im Norden, wo eine Familie ihn bei sich aufnimmt. Iran ist ein weites Land, in dem Menschen mit unterschiedlichen Dialekten und Sprachen leben. In einer Szene zeigt die Frau aus der Familie im Norden Baschu ein Ei. „Wir sagen Morghaneh dazu, und ihr?“, fragt sie ihn im nördlichen Lokaldialekt. Und Baschu antwortet ihr auf Arabisch, das im Süden des Landes gesprochen wird: „Dahiyeh.“

Die Szene erklärt auf die einfachste nur mögliche Weise de Saussures Verständnis des

Verhältnisses von Zeichen zu Bezeichnetem, von Signifikant zu Signifikat. Ein Ei ist ein Ei, ob wir nun Morghaneh, Dahiyeh, Egg oder Ei dazu sagen ...

Es spielt also keine Rolle, welche Sprache wir sprechen. Wichtig ist ein Verständnis für die Beziehungen zwischen den Zeichen und dem Bezeichneten. Auch ich muss mich bemühen, die Vorstellung, die ich von bestimmten Signifikaten habe, in diese Strickarbeit (das heißt, in den Essay, an dem ich schreibe) zu bringen. *Fäden, Stoffe, Schnitte* sind klar definierte Signifikate, denen in den verschiedenen Sprachen – z. B. Persisch oder Deutsch – unterschiedliche Signifikanten zugeordnet werden. Diese Signifikanten tragen neben der konkreten Bedeutung weitere, implizite Bedeutungen mit sich, die sich oft ähneln. Aber es ist möglich, dass die Signifikanten in der persischen Kultur über diese impliziten, sich ähnelnden Bedeutungen hinaus semantisch noch anderweitig aufgeladen sind und durch meine individuelle Lebenserfahrung und im Prozess des Schreibens wiederum weitere Bedeutungen annehmen. In diesem Spiel der Signifikanten und Signifikate gebe ich dem Stricken den klaren Vorzug vor dem Nähen, weil es viel mehr Freiheit lässt. Warum ich beim Stricken ein größeres Gefühl der Freiheit verspüre, erkläre ich jetzt. Wenn ich zu stricken beginne, muss ich sofort ans Schreiben denken. Ich weiß nicht, ob ich stricke, wie ich schreibe, oder schreibe, wie ich stricke.

Welchen Verlauf eine Strickarbeit nehmen wird, weiß ich vorab nie. Sagen wir, ich entscheide mich für eine Weste. Zuerst überlege ich mir grob ein Modell, manchmal sehe ich auch etwas im Internet oder anderswo und denke mir, nicht schlecht, ich könnte etwas Ähnliches stricken – etwas Ähnliches, nicht dasselbe! Dann suche ich die Farben aus. Ich gehe nicht extra los dafür und kaufe Garn in bestimmten Farben oder für ein spezielles

Sie kauft nicht gern neue Kleidung. Es braucht immer ein wenig Zeit,

Wenn ich es mir so recht überlege, ist mein ganzes Leben verlaufen wie eine meiner Strickarbeiten. Immer mussten wir bereit sein, zu improvisieren.

Muster. Normalerweise suche ich mir aus dem Korb voll dicker und dünner Wollknäuel in der Ecke meines Zimmers ein paar Farben aus. Möglich, dass mir mittendrin das Garn ausgeht. Das macht nichts, darüber kann ich nachdenken, wenn es so weit ist: Dann nehme ich entweder eine neue Farbe oder schaue noch mal nach der alten. Aber das weiß ich jetzt noch nicht. Lass mich erst einmal anfangen mit dem Stricken, es sagt mir dann schon, was zu tun ist.

Als Nächstes überlege ich mir das Strickmuster: Rippen-, Weizenähren-, Bambus-, Spitzenmuster... Währenddessen bin ich schon dabei, die Maschen anzuschlagen. Wenn ich mit dem Anschlag fertig bin, werde ich mich vermutlich entschieden haben: Rippenmuster für den Kragen, Pfauenaugen für den Rumpf, Weizenähren für den Saum. Mal stricke ich zuerst den Kragen, mal fange ich unten an. Mit dieser Variation an Strickmustern und Farben im Kopf kann ich sicher sein, dass die Weste, die ich stricken möchte, weder einer Weste gleichen wird, die ich zuvor gestrickt habe, noch einem Modell aus *Burda Stricken*.

Natürlich ist der Prozess damit nicht abgeschlossen. Wann immer notwendig, überkommt mich beim Stricken die Improvisation. Ich wechsele die Farbe oder gleich das ganze Muster. Ich muss experimentieren. Im

schlimmsten Fall geht's daneben, dann ribble ich alles wieder auf und beginne noch mal von vorne. Das Aufribbeln zerstört das Garn nicht. Garn ist halt nicht Stoff!

Mit meinem Schreiben ist es dasselbe. Ich habe bloß eine grobe Skizze im Kopf und handiere weiter damit herum, ohne etwas aufzuschreiben – wie ein Teig, den man durchknetet! Natürlich muss man fürs Schreiben recherchieren, aber wenn du in mein Alter kommst, wirst du sehen, dass dein Erfahrungsspeicher so voll ist, dass er Material für jede Art von Text bietet. Insbesondere, wenn du dein Leben im ewig krisengeschüttelten Nahen Osten verbracht hast; insbesondere, wenn du eine Frau aus dieser Krisenregion bist und im Iran Journalistin gewesen bist. In diesem Fall wird der Wollkorb in der Ecke deines Zimmers so voll sein, dass zuweilen ein Knäuel herausfällt, über den Boden rollt, seinen Faden abwickelt, und ehe du dich versiehst, ist der ganze Raum von Fäden durchzogen, weil deine Katze der Spieltrieb gepackt hat.

Wenn ich es mir so recht überlege, ist mein ganzes Leben verlaufen wie eine meiner Strickarbeiten. Immer mussten wir bereit sein, zu improvisieren, wenn es vorangehen sollte, und müssen es bis heute, weil in dieser Region nichts geregelt und gesetzmäßig vorangeht. Schema F funktioniert hier nicht. Du musst immer mit dem Unberechenbaren rechnen. Musst in der Lage sein, zu nutzen, was du hast, wenn du leben und dir etwas aufbauen möchtest. Genauso ist es beim Schreiben und Stricken. Wenn du vierzig Jahre unter Sanktionen gelebt hast, verstehst du, dass Kreativität bedeutet, zu nutzen, was du in der Tasche hast, nicht, was man dir verspricht.

Hier komme ich zurück auf unsere Signifikate und Signifikanten. Sehen Sie? Es ist nicht wichtig, ob wir es *Stricken*, *knitting* oder *baftani* nennen, all das sind Signifikanten, die auf ein bestimmtes Signifikat verweisen.



„The Collapse of Years of Hiding“, Acryl auf Leinwand mit Collage und gewebten Textilien, 189 x 255 cm, 2026

Es sind die impliziten Bedeutungen, die sich unterscheiden können. Hier führt mein verspielter Gedankengang mich zur Sicherheitsnadel. Eine Sicherheitsnadel hält nicht bloß fallengelassene Maschen zusammen. Sie kann auch eine Stelle markieren, zu der du später noch einmal zurückkehren kannst. Maschen, von denen du noch nicht weißt, was du mit ihnen anstellen sollst, musst du also nicht gleich abketten, sondern strickst vielleicht später daran weiter (und es kommt dabei ein Ärmel heraus oder ein Kragen).

Vor ein paar Jahren hat die Semantik der Sicherheitsnadel plötzlich ein neues Gewicht erhalten: In Reaktion auf den Brexit, die Wahlen in den USA 2016, die Dominanz rechter

Kräfte in der westlichen und der globalen Politik sowie auf die Zunahme von Feindseligkeit gegenüber Migrant*innen entstand eine Art symbolische Kampagne. Menschen brachten Sicherheitsnadeln an ihrer Kleidung an, um zu demonstrieren, dass sie an der Seite von Migrant*innen, Minoritäten und anderen vulnerablen Gruppen stehen; um ihnen zu sagen: Ich bin keine Gefahr für dich, bei mir bist du sicher. Für mich ist *Weiter Schreiben* so eine Sicherheitsnadel, die ich in meine Texte schieben kann. Sie ermöglicht den Wortmaschen, später fortgesetzt zu werden. Ich kann zu ihnen zurückkehren und weiterschreiben.

Aus dem Persischen von Sarah Rauchfuß

bis ein Kleidungsstück wirklich zu ihr gehört, bis es ihre Form annimmt, ihren Duft und ihren Atem. So wie die Erfahrungen ihres Lebens Falten in ihrem

Gesicht hinterlassen haben, tragen auch ältere, oft getragene Kleidungsstücke Spuren von ihr.

Lily Farhadpour

Schicht um Schicht



Sevil Amini



Linke Seite: „Nacht der Sterne“,
zusammengenähte Textilien,
155 x 200 cm, 2023

Oben: „When You Go ...“,
Öl auf Leinwand, 150 x 155 cm,
2022

Links: „Kristall“, Öl auf
Leinwand, 200 x 180 cm, 2024



Linke Seite: „1356“ (Jahr im iranischen Kalender = 1977), Acryl auf Leinwand, 150 x 120 cm, 2021

Rechts: Ohne Titel, Stickerei auf Rohgewebe und Organza, 35 x 43 cm, 2022

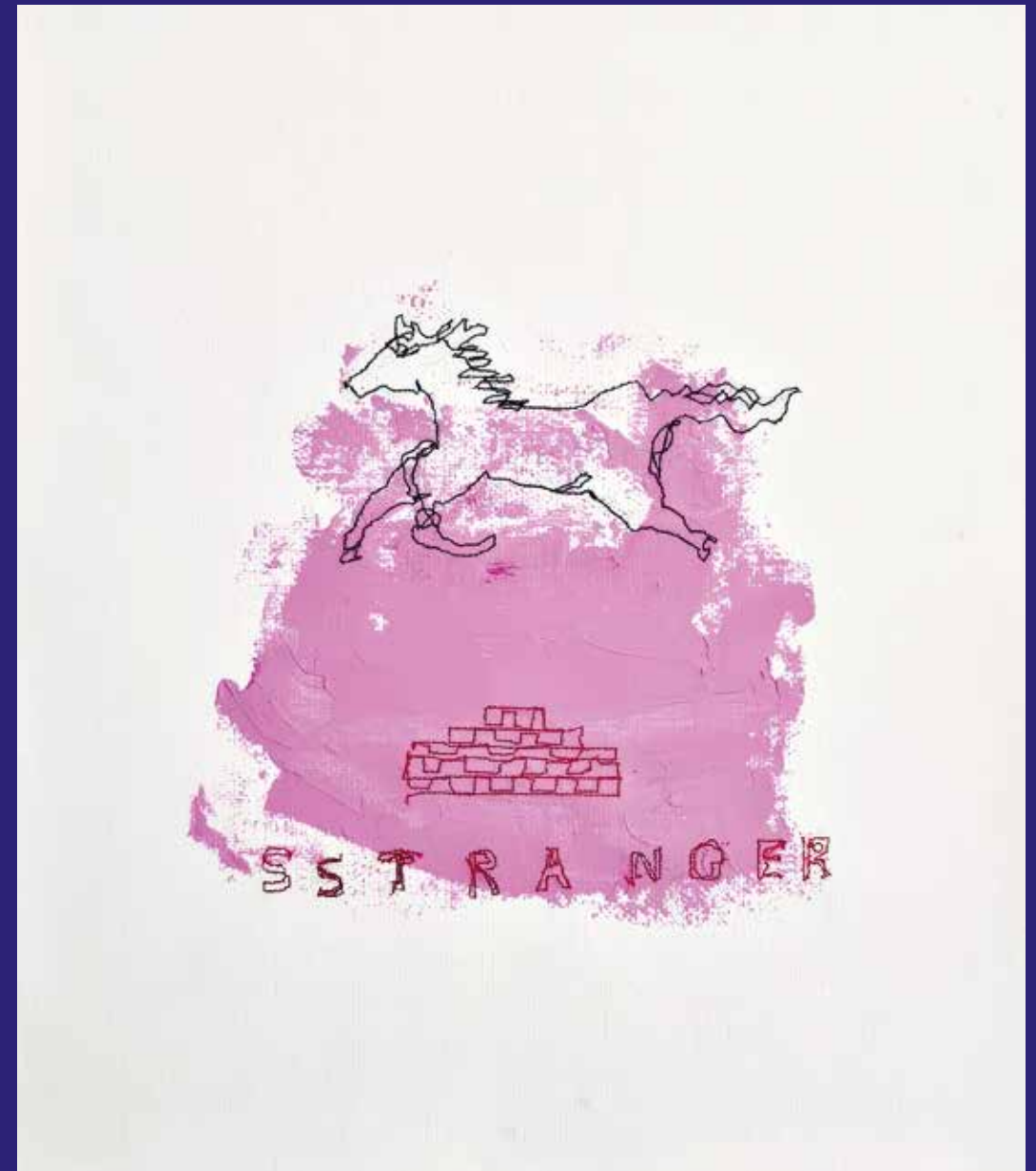
Unten: „Die unsichtbare Stadt“, Stickerei mit Nähmaschine auf roher Leinwand und Organza, 25 x 35 cm, 2025





Fäden, Stoffe, Schnitte: Sevil Amini kennt alle drei. Sie stickt und näht, sie fügt den Stoffen Farbe und Schrift hinzu, sie nutzt aber auch die Möglichkeiten der Malerei, des Grafikdrucks, der Zeichnung und der Performance. Ihre Farben reichen von Schwarz, Weiß und Grau bis zu Rot und Rosa. Manchmal verwendet sie auch Gold. Dieses Gold, das in der persischen Kultur traditionell aufgeladen ist, legt sie dann Schicht um Schicht über ihre Bilder, bis sie eine neue Bedeutung bekommen. Aminis Frauenfiguren bleiben ohne Kopf – ein Schnitt, der die

Auslöschung weiblicher Identität nicht verdeckt, sondern zuspitzt. Dazwischen immer wieder große leere Flächen, wobei die Leere für Amini keine Lücke ist, sondern die Anwesenheit von Abwesenheit. Die Befreiung der Frauen von religiöser und patriarchaler Macht zieht sich als Thema durch ihr Werk, so wie auch Schmerz, Trennung und Entwurzelung. Ihren Stil beschreibt die iranisch-italienische Künstlerin als Verbindung aus der Leere westlicher monochromer Bildsprache und dem Detailreichtum persischer Miniaturen. Auf diesen Seiten zu sehen ist ein kleiner Querschnitt aus ihrem Werk.



Linke Seite: „Firenze“, Stickerei auf gefüllten Textilien, 210 x 145 cm, 2024

Oben: „Stranger“, Stickerei und Öl auf Leinwand, 26 x 29 cm, 2023

Schlaflied

Mubeen ...
Schlafe, mein Lieber ...

Drei Nächte sind es schon
dass dein Herz brach
deine Augen zu glühenden Kohlen wurden
Vom Rauchfaden
den du ergreifst
wird dein papierner Flug nicht aufgehalten
Er kreist über einem fernen Land.

Vergiss und schlafe ...

Eines Morgens
Die Kinder wachsen auf in einem friedlichen Irak
springen von den Armen ihrer Mütter
in die Arme ihrer Geliebten
Familienkriege wird es keine geben.

Schlaf schön, mein Lieber ...

Sie zog das Kleid aus, faltete es in Ruhe zusammen und legte es zurück

An einem Ort werden sie aufwachsen
an dem sie das Glück nicht fürchten müssen
Das versichere ich dir
Unter dem Flügel des Wissens werden sie dahinschreiten
oder auf ihm fliegen in Richtung Firmament
an dem keine Feuersäule kratzt.

Schlaf ruhig, mein Lieber ...

Ich versichere dir
dass sie den Einbruch des Winters
nicht fürchten müssen wie du
Sie werden sich wiederfinden
wo es warm ist und sauber
und frei vom Geruch nach Blut und alten Klamotten.

Schlaf sicher, mein Lieber ...

Sie werden in die Schule gehen
ohne Angst vor Entführung
Vorstellungen voll Schrecken lauern nicht mehr
auf ihrem Weg, der sich verwandelt
in eine Truhe schöner Erinnerungen
Nicht länger sind ihre Klassen
Lager für Waffenvorräte.

Schlaf still, mein Lieber ...

Entspanne deinen Rücken
Sie werden aufrecht aufwachsen
Sie werden nicht vom Spielplatz flüchten müssen
und an der Trübsal der Ausgangssperre leiden

in den Schrank, so als hätte sie ein früheres Leben in ihren Händen gehabt. Ihm fehlte nichts,



„Embers of Narratives“, Teil I, Pigmentdruck auf Bannertextil,
500 x 91 cm, 2024

Die Bombeneinschläge
die zum Takt deines Lebens wurden
hören sie nur noch im Videospiel.

Schlaf zufrieden, mein Lieber ...

Sie werden viel reisen, glaub mir
Istanbul
nach dem du dich in Tagträumen verzehrtest
wird für sie zum Urlaubsort
In dieser Stadt müssen sie nicht mehr hungern.

Lausch meinen Worten und schlaf, mein Lieber ...

doch vielleicht war es genau diese Tatsache, die es mangelhaft machte. Es blieb so,

Der Tagesanbruch naht
Du brauchst Schlaf
denn morgen
musst du das Exil durchmessen
Du aber versuchst zu entkommen.

Schlafe hoffnungsvoll, mein Lieber ...

Ich versichere dir
Nach deinem Schlaf
sind sie nicht mehr allein
wie du
in Städten, die sie hassen
Sie haben Familien
die sie nähren
sie werden sich im Gespräch verlieren
und die Mauern schweigen lassen.

Mubeen ...

Hör auf mich
und gib deiner Seele Ruhe
Lass den Rauchfaden los
und deine Lider sich schließen
Schlaf ein voll Zuversicht, mein Lieber
Sie werde ich nicht durchmachen lassen
was du durchmachen musstest
denn ich bin
ein neuer und anderer Krieg.

Aus dem Arabischen von Christoph Hopp

wie es immer gewesen war. Jene Frau hingegen legte es ab und sollte nicht mehr dieselbe sein.

Mubeen Khishany

Das Gedächtnis der Brücke

Die Frau lebte weit außerhalb der Stadt, in einem jener gleichförmigen Zimmer hinter Stacheldrahtzäunen so schnurgerade, als hätte jemand mit einem Lineal einen Strich gezogen. An jeder Tür hing ein Schild mit einer Nummer. Dort lebte die Frau, umgeben von einer tiefen Sprachlosigkeit.

Die Stille bedeutete hier keinen Mangel, sie war ein unumstößliches Gesetz. Die Wände gaben keine Geheimnisse preis, die Fenster hielten fremde Blicke fern, und die Menschen verbargen ihre Blicke in ihrem eigenen Schatten. Es war, als hätten sich alle in dieser provisorischen Zuflucht, in der sie alle nur noch Nummern waren, am Grunde eines Brunnens des Vergessens versammelt. Sich nicht zu erinnern, war die erste Voraussetzung fürs Überleben.

Die Vergangenheit wurde an Grenzlinien und Kontrollstellen, zwischen versiegelten Papieren und amtlichen Stempeln wie Schmuggeleware von den Schultern der Menschen genommen und zurückgelassen.

In diesem engen Zimmer wagte sie kaum zu atmen, ohne den Riegel zweimal vorzuschieben, zu groß war die Angst, ein Fremder könnte jederzeit die Schwelle überschreiten.

In diesem Zimmer lagen in der Dunkelheit einer Schublade Fäden, verschnürt in einen alten Leinensack. Es waren keine gewöhnlichen Fäden. Es waren lebendige Fasern, herausgerissen aus den gekappten Wurzeln der Frau, aus dem Leben, das sie zurückgelassen hatte. Ihre Farben waren verblasst. Manche waren unter schweren Knoten gekrümmt, andere bis zum Zerreißen ausgedünnt. Immer wenn ihre Fingerspitzen diese Fäden berührten, sickerte etwas von ihrer verlorenen Heimat ins Zimmer: der Geruch von regennasser Erde, nach Rauch, der aus dem Herd aufstieg, dazu Silben einer zertrümmerten Sprache.

Für die Frau war jeder Faden das innere Gefüge einer Zeit und eines Volkes. Die Leinenfäden erzählten von historischem Widerstand. Die Wollfäden erinnerten an warme Häuser, die mitten im Winter niederbrannten oder verlassen werden mussten. Die Seidenfäden flüsterten Worte der Liebe, einst leise gesprochen und nie wiederholt. Manche Fäden waren rau. Sie trugen getrockneten Schlamm und die Spuren von Fingernägeln. Sie waren die Fäden der Fluchtwege, der rastlosen Nächte und eines Schlags, der im Schatten von Gewehrläufen jäh unterbrochen worden war.

Die Frau akzeptierte das Wort „Exil“ nicht als Bezeichnung für ihr Schicksal. Denn für sie bedeutete Exil nicht nur, aus einem Ort vertrieben zu werden. Es bedeutete das stille Auslöschen der Wurzeln eines Menschen. Und am heimatlosesten wurde man, wenn man von den Ufern der eigenen Muttersprache vertrieben wurde. Deshalb sprach sie mit den Fäden, denn ihre Sprache war eine gemeinsame Sprache, die Grenzen und Übersetzungen überwand.

Manchmal breitete sie morgens die Fäden auf dem Tisch aus, während der Dampf ihres Kaffees aufstieg. Sie ordnete sie nach ihrer Länge, nach der Blässe ihrer Farben. Jeder Knoten war eine historische Schwelle, jedes abgerissene Ende ein unwiederbringlicher

Vielleicht war es die Haut der Frau,

Verlust für eine Gemeinschaft, jede Schlaufe eine Brücke, gespannt über den Abgrund der Erinnerung.

Seit sie denken konnte, verglich sie den Menschen mit einem Gewebe. Bei der Geburt waren wir ein unversehrtes Tuch. Mit den Jahren begannen wir auszufransen, rissen ein, verloren Faden um Faden. Der Beutel in ihrer Schublade enthielt das Inventar ihrer eigenen Risse, das Verzeichnis ihrer Verluste, die Landkarte ihrer Herkunft.

An jenem Tag hinterließ einer der Fäden einen scharfen Schmerz auf ihrer Haut. Er war feiner als die anderen, beinahe unsichtbar. Und doch fuhr er wie eine Rasierklinge über ihre Finger. Er war weder weiß noch grau, als hätte er durch die Last der Zeit und des Erinnerns alle Farbe verloren. Als die Frau ihn vorsichtig hervorzog, kam aus der hintersten Ecke der Schublade ein vergilbtes Blatt Papier zum Vorschein. Seine Ränder waren eingerissen, im Herzen des Papiers stand nur: „Vergiss mich nicht.“

Lange blickte die Frau auf diese drei Worte. Das Gesicht dessen, der dies geschrieben hatte, war im Nebel ihrer Erinnerungen verloren gegangen. Vielleicht hielt ihr Gedächtnis diese Tür aber auch verschlossen, um sie vor dem zu schützen, was dahinter lag. Denn manche Erinnerungen legen sich wie ein Stein auf die Brust und ersticken selbst das leiseste Flüstern des Atems. Von wessen Atem mochte dieser Faden einst getragen worden sein? Von wessen Atem hatte sich dieser Faden gelöst? In den letzten Augenblicken welches Abschieds, welcher großen Trennung war er von einer Jacke oder einem Haar abgestreift worden?

In jener Nacht stand sie im Traum am Rand einer Stadt, die weder Zeit noch Ort zu kennen schien. Die Kälte der steinernen Häuser, die Frauenstimmen, die der Wind zwischen hölzernen Bänken hindurchtrug, den herben Duft der Kräuter, die im Hof zum

Bei der Geburt waren wir ein unversehrtes Tuch. Mit den Jahren begannen wir auszufransen, rissen ein, verloren Faden um Faden.

Trocknen ausgebreitet waren – all das kannte sie nur zu gut. Es war der Geruch ihrer Kindheit, der Geruch ihrer Heimat.

Dort war ihre Mutter. Oder eine Gestalt aus vergangener Zeit, die die Züge ihrer Mutter trug – als wäre sie das Antlitz eines uralten Landes. Sie saß an einem hölzernen Spinnrad und spann unablässig Fäden. Mit jeder Drehung des Spinnrads verwandelte sich das Licht, das vom Himmel herabströmte und aus der Erde aufstieg, in Fäden. Es war, als würde mit jeder Umdrehung eine neue Geschichte geboren und als käme jede Erzählung bereits etwas ärmer zur Welt.

Ihre Mutter sah ihr tief in die Augen. Der Faden zwischen ihren Fingern schien direkt aus ihrem Herzen hervorzugehen und sich um das Spinnrad zu wickeln. „Fäden binden den Menschen“, sagte ihre Mutter im Traum. Ohne das Spinnrad anzuhalten, fuhr sie fort: „Durch die Nabelschnur bist du mit deiner Mutter verbunden, durch Treue mit dem Geliebten, durch Erinnerung mit der Erde. Der Mensch ist ein aus Fäden gesponnener Kokon, meine Tochter. Wenn du deinen eigenen Faden durchtrennst, zerstreust du dich in der Welt.“ Dann richtete sie ihren Blick noch eindringlicher auf ihre Tochter. „Und manchmal sind es nur diese Bindungen, die einen Menschen am Leben halten. Du glaubst, du würdest



„Feminine activity“, Rauminstallation, 2013

leichter werden, wenn du sie kappst. Doch in Wahrheit wirst du fortgetragen.“

Als ihre Mutter verstummte, wollte die Frau sprechen. Wollte schreien: „Ich bin doch längst losgerissen!“ Doch ihre Zunge wurde schwer. Die Worte verhedderten sich in ihrer Kehle. Der Mensch verschluckt die Worte, die er nicht aussprechen kann, und in seinem Inneren schlingen sie sich ineinander, bis sie zu einem unlöslichen Knoten werden.

Am nächsten Morgen lag die Stadt unter einer Schneedecke wie unter einem Leichentuch. Der Schnee verwischte die Stacheldrahtzäune, die gleichförmigen Dächer und die Spuren der Vergangenheit. Die Frau trat durch ein hohes Eisentor hinaus auf die Straße. Das

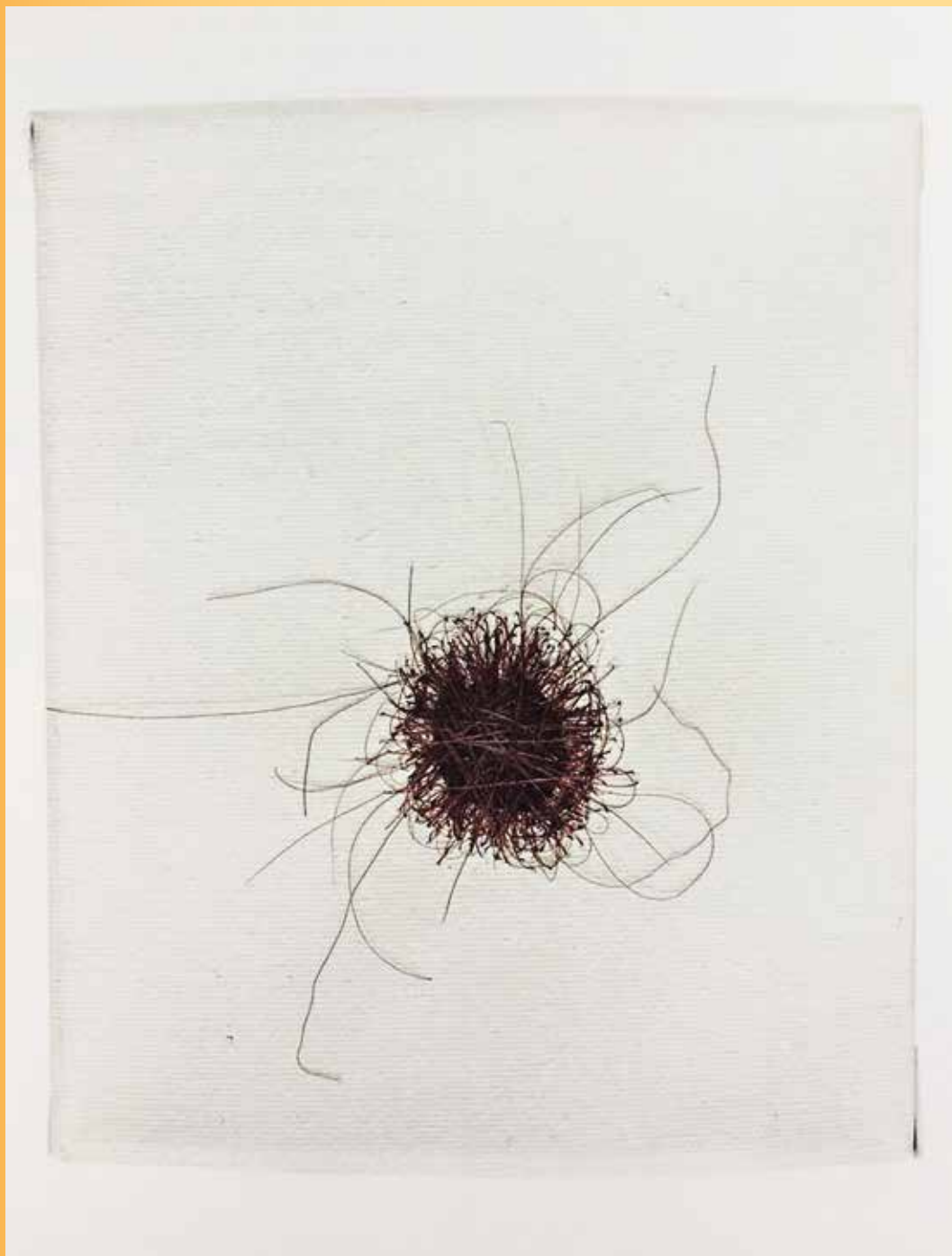
kalte Klacken der Drehkreuze begleitete ihre Schritte. In ihrer Manteltasche umschloss sie die Karte, die das Siegel eines fremden Staates und ihre vorläufige Aufenthaltsnummer trug.

Sie ging unter Schildern entlang, deren Sprache ihr fremd war, deren Buchstaben für sie keine Bedeutung hatten. Sie vermied es, den Menschen in die Augen zu sehen. Sie wusste: Würde ihr Blick zufällig den eines anderen treffen, könnte der Damm in ihrem Inneren brechen. Alle Fäden würden sich auf einmal lösen und sie könnte sie nie wieder zusammenfügen.

Ihre Schritte führten sie zu einer steinernen Brücke über dem Fluss. Das Wasser darunter war grau, rastlos und bereit, alles mit

die diesem Kleid fehlte. Auf ihr lagen Wege, Wunden und Landkarten ihres Lebens. Das Kleid

war Zeuge von allem, was sie verloren hatte. Deshalb verbarg es alles im Duft eines hölzernen Schrankes, verborgen vor fremden Blicken.



„Lose it or give it away“, Stickerei auf weißem Stoff, 2016

Manche Erinnerungen legen sich wie ein Stein auf die Brust und ersticken selbst das leiseste Flüstern des Atems.

sich fortzutragen. Der Fluss war das Archiv der Erinnerungen dieser Stadt. Wer etwas vergessen wollte, übergab es seinem Wasser.

Sie zog den Leinensack aus ihrer Tasche und schüttelte die Fäden in ihre Handfläche. Zum ersten Mal hielt sie die Toten, die Zurückgebliebenen und die Fortgegangenen, all die zersplitterten Leben, die sie jahrelang mit sich getragen hatte, in einer Hand.

Die Fäden zitterten im Wind. Oder vielleicht war es auch ihr Herz? Dies waren längst keine Fäden mehr. Es waren die Nervenenden ihrer Seele, die sich bis zum Fluss erstreckten – ihre Erinnerung, auf der Suche nach einem Ort, an dem sie Wurzeln schlagen konnte. Unter all den Fäden wählte sie den dünnsten – jenen, der ihr wehgetan und die Notiz „Vergiss mich nicht“ freigegeben hatte.

Behutsam legte sie ihn um das kalte, rostige Eisen der Brücke. Als sie den Knoten schlang, gab es keinen Augenblick des Zögerns. Das überraschte sie. Sie hatte immer geglaubt, dass tiefe Brüche einen Menschen innerlich verbrennen und zerstören müssten. Erinnern war eine Last. Vergessen eine Kapitulation. Sie aber suchte einen dritten Weg – einen stillen Widerstand gegen das Vergessen. Zu ihrer Überraschung tat es nicht weh. Der Lärm in ihrem Inneren verstummte. Eine tiefe Ruhe legte sich über ihre Seele.

Dann band sie den zweiten Faden an die Brücke – den dicken, vom Schlamm gezeich-

neten. Er stand für jene, die auf den Wegen der Flucht und des Exils verloren gegangen waren.

Danach nahm sie den dritten, den Wollfaden aus dem Spinnrad ihrer Mutter. Dann den vierten. Mit jedem Knoten spürte sie, wie das unsichtbare Gewand auf ihren Schultern leichter wurde. Aber nichts ging verloren, im Gegenteil: Alles kehrte dorthin zurück, wo es hingehörte – zum Wind, zum Wasser und zur Zeit.

Sie warf die Fäden weder fort noch überließ sie sie dem Fluss. Sie band sie an die Stadt, als wollte sie sagen: „Ich bin hier. Und dies ist die Spur, die ich in dieser Welt, in dieser fremden Stadt hinterlasse.“

So bestickte sie die Brücke Stich für Stich mit ihrer Erinnerung. Als der Wind darüberstrich und die Fäden zum Schwingen brachte, erhob sich ein seltsames feines Summen in der Luft. Der Wind fuhr zwischen ihnen hindurch, spannte sie an und sie begannen zu klingen wie die Saiten einer Harfe. Es war weder ein Protest noch eine Melodie. Es war etwas dazwischen. Vielleicht die Stimme der Erinnerung, die endlich freigelassen worden war und ihre Heimat, ihre Sprache wiedergefunden hatte.

Nicht ein einziges Mal blickte die Frau zurück. Doch tief in ihrem Inneren wusste sie: Die Fäden, die sie an dieser Brücke zurückgelassen hatte, waren mehr als Zeichen der Trauer oder des Verlusts. Sie waren Spuren. Spuren, die davon erzählten, dass einst jemand durch diese Welt gegangen war. Dass sie das Leid, das sie erfahren hatte, weder verleugnet noch ausgelöscht, sondern einen neuen Weg gefunden hatte, es zu tragen und mit der Welt zu teilen. Die Brücke verband nun nicht mehr nur zwei Ufer. Sie verband die Vergangenheit der Frau mit ihrer Gegenwart, ihre Heimat mit ihrem Exil.

Als sie in jener Nacht in ihr Zimmer zurückkehrte, drehte sie den Schlüssel zweimal um und suchte Schutz hinter dem vertrauten

Denn manche Geschichten leben nicht in Worten, sondern still in den Fasern eines



„My Mum's Dream Secret“, Stickerei mit dem Haar der Künstlerin auf einem Kissenbezug „أحلام سعيدة Sweet Dreams“, 2013

Klicken des Schlosses. Die alte Schublade jedoch ließ sie diesmal offen. Die Fäden würden nicht länger in der Dunkelheit jenes nummerierten Zimmers verrotten, dessen Wände vom Kalkgeruch und den Schicksalen anderer durchdrungen waren.

Die Frau lehnte sich gegen das kalte Metall ihres Stockbetts und sah durch das Fenster dem fallenden Schnee zu. Nun spannten sich die Fäden draußen, unter einem fremden Himmel, im Griff eines schneidenden Windes. Wie weit ein Mensch auch vertrieben werden mochte – wenn er seine zerrissenen Lebensfäden einer Brücke anvertraute, konnte er nicht vollständig verschwinden.

Dies war nicht ihre Heimat und würde es niemals werden. Ihr Herz und ihre Gedanken verweilten noch immer an den Ufern jener fernen Flüsse, bei ihrer unvollendet gebliebenen Muttersprache. Doch während die Welt draußen in einer schneeweißen Stille versank, spürte die Frau zum ersten Mal, dass sie nicht weniger geworden war. Die Erinnerung, die sie an die Brücke geknüpft hatte, war zu einem stillen Protest gegen das Vergessen geworden.

Und solange der Wind wehte, würde die Heimat, die sie zurückgelassen hatte, von dieser Brücke aus weiterflüstern.

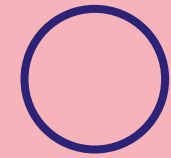
Aus dem Türkischen von Nurcan Topal

Stoffes. Und manche Düfte sind die tiefste Sprache der Erinnerung.

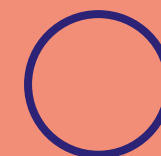
Meral Şimşek

Sevil Amini

Dass Textilien in Sevil Aminis Kunst eine besondere Rolle einnehmen, hat einen einfachen Grund: Der Akt des Nähens erinnert sie an ihre Kindheit. Ihre Großmutter war Schneiderin und eine Spezialistin für Brautkleider. Auch ihre Mutter nähte alle Kleider selbst. Das Geräusch einer Nähmaschine erinnert Sevil an ihre Kindheit und gibt ihr das Gefühl, zu Hause zu sein. Obwohl sie am liebsten Pink oder Rosa trägt, ist es ein blaues Kleidungsstück, das mit ihr schon ganz Europa bereist hat: Ein Foulard aus Seide mit einem feinen Perlenmuster, das ihre Mutter einst von der Großmutter zur Hochzeit bekam. Seit Sevil den Schal von ihrer Mutter bekommen hat, achtet sie sehr darauf, dass er bei keinem ihrer vielen Umzüge verloren geht. Getragen allerdings hat sie ihn noch nie.



Das Exil, schreibt Mubeen Khishany, lehrt den Menschen, ein ganzes Leben auf wenige Dinge zu reduzieren. In seinem Fall auf eine Halskette mit einem Stofftäschchen an einem Lederband, die ihm seine Mutter schenkte, bevor sich ihre Wege trennten. Sie gab sie ihm, als vertraue sie ihm ihr eigenes Herz an. Für seine Mutter war die Halskette nicht bloß aus Stoff und Leder gefertigt, sondern das Band, das zwei Seelen zusammenhält. Seitdem trägt der Sohn diese Halskette, damit die Verbindung zu der Frau, die ihm das Leben schenkte, nicht abreißt. Und jedes Mal, wenn Mubeen Khishany eine neue Grenze überqueren musste oder in eine neue Stadt kam, berührte er die Halskette und sofort beruhigte sich etwas Tiefes in ihm. Es ist, als kämen die Hände seiner Mutter immer schon vor ihm an.



Mubeen
Khishany

Der Teppich Salomos

Meine Deutschlehrerin war eine Frau mittleren Alters mit blauen Augen und einer Menge orangefarbener Sommersprossen auf der Nase. „Fühlst du dich hier schon ein bisschen zu Hause?“, fragte sie.

Ich wollte gerade sagen: „Seit ich einen Teppich gekauft habe, ja“, da zögerte ich. Ich hatte nämlich bemerkt, dass ich manchmal Dinge sagte, die nicht meinem Alter entsprechend klangen. Mal klangen sie älter, mal jünger, als ich war. Ich merkte es am erstaunten oder spöttischen Ausdruck, der sich unmittelbar im Gesicht meines Gegenübers zeigte. Deshalb wog ich nun das Alter des Satzes ab, der mir auf der Zunge lag. Sein Alter war eigentlich gar nicht so wichtig. Wichtig war, dass er zu meinem Alter passte. Schließlich fasste ich mir ein Herz: „Seit ich einen Teppich gekauft habe, ja.“

Die Klasse brach in Gelächter aus. Ich fixierte das Gesicht der Lehrerin. Ich hatte Angst, sie könnte mich für eine jener seltsamen Migrantinnen halten, die, wie sie einmal erzählt hatte, besonders laut sprechen, um ihre lückenhafte Grammatik zu überspielen. Außerdem erinnerte ich mich an eine frühere Lehrerin, die von unseren Äußerungen dermaßen schockiert war, dass wir glaubten, sie halte uns für völlig durchgeknallt. Ich war erleichtert, als ich sah, dass sie lächelte. Es war kein spöttisches, sondern ein freundliches und neugieriges Lächeln.

Den Teppich habe ich vor zwei Monaten in Nadschafs Laden gekauft. Womöglich war es das einzige Teppichgeschäft in Berlin mit einem derart großen Verkaufsraum und einer solchen Fülle an Waren. Nadschaf wies seinen Mitarbeiter an, die Teppiche auf dem Boden auszubreiten, um sie Farhad zu zeigen. Farhad war der eigentliche Kunde, ich begleitete ihn nur zufällig. Nun strich er sich über den Bart und ließ seinen Blick desinteressiert über die Teppiche schweifen.

„Willst du keinen kaufen?“, fragte ich.

„Doch, aber ich überlege noch“, erwiderte er.

Er überlegte tatsächlich, wirkte aber eher wie jemand, der längst beschlossen hatte, nichts zu kaufen.

Abbas zog das Bündel der zwei mal drei Meter großen Teppiche auf den Boden und faltete jeden einzelnen auseinander. Er war ein hagerer, schwächlicher Mann. Wie ein großes Heft schlug er die Teppiche Seite für Seite bis zur Hälfte auf und hielt jeweils kurz inne, damit einer von ihnen Farhads Blick fesseln könnte, was jedoch nicht passierte. Stattdessen begann er mit Nadschaf zu scherzen: „Agha Nadschaf, die Geschäfte laufen wohl nicht so gut?! Kauft überhaupt jemand etwas?“

Ich hingegen konnte meinen Blick gar nicht abwenden von den Teppichen. Jeder hatte eine andere Farbe und ein anderes Muster, einer schöner als der andere. Ich sagte: „Ich bringe Glück. In jedem Laden, den ich betrete, ziehe ich Kundschaft an. Als ich ein Kind war, setzte mich mein Onkel in seinen Laden und drückte mir einen Keks in die Hand. Ich sollte einfach dasitzen und nichts weiter tun. Noch bevor ich den Keks angebissen hatte, kam schon ein Kunde nach dem anderen herein und das Geschäft florierte.“

Nadschaf kam noch gar nicht dazu, über meine Worte zu lachen, da ertönte schon die Türklingel und einige Kunden traten ein. Nadschafs Miene hellte sich auf und er strahlte mich an. Auch Farhad atmete erleichtert auf.

Nur ein Wollschal trägt noch den Duft meines früheren



„The Year was No Chance“, Orientteppich-Collage,
100 x 148 cm, 2012

Nun wurden die Teppiche nicht mehr nur für ihn auf- und zugeklappt und er musste nicht mehr aus Höflichkeit einen auswählen.

„Willst du wirklich keinen kaufen?“, fragte ich leise.

„Die sind mir zu bunt und altmodisch, sie passen nicht zu meiner Einrichtung. Ich suche etwas Modernes“, murmelte er.

Die Kunden waren zu viert: ein älteres deutsches Ehepaar sowie ein junger Mann und eine junge Frau, die ihr Sohn und ihre Schwiegertochter zu sein schienen. Sorgfältig begutachteten sie die Teppiche. Sie hoben die Ecken an, prüften die Webstruktur auf der Rückseite und lasen die Etiketten. Die ältere Frau strich mit der Hand über den Flor der Teppiche.

Der Mann unterhielt sich mit Nadschaf und erbat detaillierte Auskünfte über die Webart und das Material der Teppiche.

Inzwischen war ich mir ziemlich sicher, dass Farhad keinen Teppich kaufen würde, und dachte, es wäre besser, wir würden uns aus dem Staub machen. Vielleicht dachte Farhad das Gleiche, doch wir rührten uns nicht vom Fleck. Im Laden war es hell und warm, draußen hingegen dunkel und kalt. Wir saßen auf einem Stapel Teppiche, ließen unsere Beine baumeln und konnten den Blick nicht von Abbas abwenden, der mit großem Geschick sämtliche Neun-Quadratmeter-Teppiche in die Mitte des Ladens gebracht hatte, sie einen nach dem anderen aufklappte,

Nadschaf war durch dieses Geschäft wohlhabend geworden und es fiel schwer zu glauben, dass er bereit wäre, auf all den Reichtum zu verzichten.

mittig umschlug und jeweils Nadschafs Zeichen abwartete, um weiterzublättern.

Nadschaf redete in einer Tour: „Dieser hier ist aus Afghanistan. Ich bin selbst nach Kabul gereist und habe ihn dort gekauft. So einen finden Sie nirgendwo sonst auf der Welt. Sehen Sie nur das Muster! Diese Vögel sind einfach großartig! Dieser hier stammt aus Turkmenistan.“

Tatsächlich war jeder ausgerollte Teppich noch prächtiger als der vorherige. Nadschaf kaufte alte Teppiche aus Iran, Afghanistan und Turkmenistan zu günstigen Preisen auf. In seiner Werkstatt reinigte er sie, besserte sie aus, versah sie mit neuen Bordüren und verkaufte sie in einem Zustand wie neu. Natürlich gab er sie nicht als Neuware aus. Häufig galt gerade das Alter der Teppiche als besonderes Qualitätsmerkmal.

Bevor die Kunden eintrafen, hatte Nadschaf erzählt, dass er manchmal inmitten all dieser Teppiche und Kelims sitze und an die blutigen Finger der teppichknüpfenden Kinder denken müsse und ihm diese Vorstellung den Tag verderbe. Er sagte, er habe sich vorgenommen, noch vor seinem fünfzigsten Geburtstag seinen Beruf zu wechseln. Ich weiß nicht, wie viel Wahres an seinen Worten dran war. Nadschaf war durch dieses

Geschäft wohlhabend geworden und es fiel schwer zu glauben, dass er bereit wäre, auf all den Reichtum zu verzichten. Doch irgendwie nahm ich ihm sein schlechtes Gewissen ab. Vielleicht, weil viele von uns ein ähnlich schlechtes Gewissen plagte. Auch ich hatte beim Anblick der Teppiche zwiespältige Gefühle. Einerseits bestaunte ich ihre Schönheit, andererseits erschienen vor meinem inneren Auge die Menschen, die diese Teppiche angefertigt hatten. Teppichknüpfer*innen erhielten seit jeher nur einen Hungerlohn. Es gibt zahlreiche Gedichte und Lieder über ihr Leid und die Mühsal ihrer Arbeit, die von den Frauen und Kindern hinter den Webstühlen gesungen wurden. Vielleicht lag es an dieser Vorstellung, dass ich es nie mochte, mit Schuhen über Teppiche zu gehen. Selbst wenn ein wohlhabender Gastgeber darauf bestand, dass ich meine Schuhe in der Wohnung anbehielt, zog ich sie manchmal trotzdem aus.

Nun ließ Nadschaf seine größten Schätze auffahren. Er bedeutete Abbas, die Perserteppiche herbeizubringen, Teppiche aus Täbris und Kaschan. Einer schöner und kunstvoller gemustert als der andere. Sie strahlten in allen Farben. Man hatte die Qual der Wahl. Ich sagte mir, ein Glück, dass ich mich nicht entscheiden muss. Ich hatte weder die Absicht noch das Geld, einen zu kaufen.

Als ich an jenem Abend mit einem Kassenbeleg in der Hand den Laden verließ, konnten mir Wind und Wetter nichts anhaben. Farhad lachte: „Herzlichen Glückwunsch!“ Nadschaf hatte dasselbe gesagt und auch Abbas, der wohl wegen des guten Umsatzes an diesem Tag recht gut gelaunt war und sich schnell meine Adresse im Handy notiert hatte, damit er mir zwei Tage später den Teppich liefern konnte.

„Bis zu meiner Wohnung sind es siebzig Treppenstufen. Schaffen Sie es, ihn nach oben zu bringen?“, hatte ich ihn gefragt.

„Natürlich“, hatte er erwidert. „Das ist mein täglich Brot.“

Lebens in sich. Alle vertrauten Gerüche sind verflogen. Ich weiß, dass früher oder später auch

mein blauer Wollschal den Duft verlieren wird, der sich tief in seine Fasern eingewebt hat, und er genauso wie meine anderen Kleidungsstücke ohne Erinnerung sein

Mein Zimmer war groß und hatte eine hohe Decke. Die Einrichtung war jedoch spärlich, noch spartanischer als das Arbeitszimmer von Brecht, das ich im Jahr zuvor gesehen hatte. Ein Bett, ein Tisch, ein Schrank und ein Spiegel. Eifrig fegte ich das Zimmer und putzte es so gründlich, als würde ich einen Ehrengast erwarten. Dann wartete ich auf den Teppich. Seit einem Jahr lebte ich nun schon in diesem Zimmer und war noch nie auf die Idee gekommen, es schöner einzurichten. Umzüge waren mir ein Graus und ich vermied es, allzu viele Möbel von einer Wohnung in die andere zu schleppen. Ich hatte mich mit diesem Provisorium abgefunden und es störte mich nicht.

Doch an jenem Abend in jenem Laden war etwas geschehen. Ich hatte immer geglaubt, ich sei ein sturer Mensch und würde nur schwer meine Meinung ändern. Abbas hielt die Ecke eines Teppichs in der Hand und war unschlüssig, ob er ihn umwenden oder abwarten sollte. Die Kunden waren abgelenkt und ins Gespräch vertieft. Ich starrte auf den darunterliegenden Teppich. Für einen kurzen Moment schien Nadschaf etwas in meinem Blick entdeckt zu haben. Rasch trat er vor. Er nahm Abbas die Ecke aus der Hand, klappte sie nach oben, so dass der darunterliegende Teppich besser zu sehen war, und wandte sich mir zu.

„Er ist für dich bestimmt.“ Dann legte er los und pries ihn an wie ein Marktschreier, so dass Farhad und ich beide lachen mussten. Da wir seine Worte nicht ernst nahmen, stiegen wir scherzhaft darauf ein und feilschten mit ihm. Nadschaf ging mit dem Preis herunter. Und zwar deutlich. Er bot sogar eine Ratenzahlung an. Spöttisch fragte ich: „Wieso das denn?“ Er lachte: „Weil du dein Herz an ihn verloren hast.“

Farhad sagte: „Nadschaf, du verstehst es wirklich, die Leute zu überzeugen. Ein echter Geschäftsmann!“

Nadschaf ignorierte seine Worte und schaute weiter zu mir.

„Ich möchte nicht, dass du mit leeren Händen gehst“, sagte er. Dann deutete er auf sein Schaufenster. „Es macht mir Freude, wenn einer meiner Teppiche zu jemandem kommt, der ihn wirklich haben will.“

Farhad lachte laut auf. Nadschaf war gekränkt.

„Dann glaub's halt nicht.“

Eifrig fegte ich mein Zimmer und putzte es so gründlich, als würde ich einen Ehrengast erwarten. Dann wartete ich auf den Teppich.

Daraufhin holte er seine Unterlagen, um uns zu zeigen, wie weit er mit seinem Angebot unter dem eigentlichen Verkaufspreis lag. Farhad konnte sich weitere Spitzen nicht verkneifen: „Pass auf, dass du kein Minusgeschäft machst.“

Nadschaf sagte: „Für mich ist nichts, was man von Herzen tut, ein Verlust. Im Grunde ist das der wahre Gewinn.“

Als ich an jenem Abend nach Hause kam, war ich, ganz anders als sonst, wenn ich an meinen Käufen zweifelte und mit ihnen harte, sehr zufrieden. Ich hatte auch nicht das Gefühl, dass Nadschaf mich über den Tisch gezogen hatte. Ganz im Gegenteil. Es gefiel mir, dass jemand etwas in mir gesehen hatte, dessen ich mir selbst gar nicht so bewusst gewesen war. Wie oft war mir das in meinem Leben schon passiert? Wie oft hatte jemand ein Verlangen in meinen Augen entdeckt?

wird. Ohne Gedächtnis. Doch was ist ein Kleidungsstück ohne Gedächtnis?



„Permission to Fire“, Orientteppich-Collage, 78 x 128 cm, 2012

Ich zog meine Socken aus und ging über den Teppich. Da erst bemerkte ich, wie sehr ich es vermisst hatte.

Abbas trug den Teppich auf seiner Schulter bis in meine Etage. Er war so flink und wendig, dass er dabei nicht einmal außer Atem geriet. Es stellte sich heraus, dass er auch ziemlich redselig war. Der Teppich war in Folie eingewickelt und mit einer Schnur zusammengebunden. Vorsichtig entfernte er die Folie und breitete den Teppich mit solch einer Feierlichkeit aus, dass man meinen konnte, er rolle den Teppich Salomos vor meinen Füßen aus. Ich hatte Sorge gehabt, ich könnte enttäuscht sein. War ich nicht. Der Teppich war genauso schön, wie er mir an jenem Abend im Schein der Ladenbeleuchtung erschienen war.

Nachdem Abbas gegangen war, zog ich meine Socken aus und ging über den Teppich. Da erst bemerkte ich, wie sehr ich es vermisst hatte, auf einem Teppich zu gehen. Seine Wärme und Verschwiegenheit zu spüren. Nicht wie der Dielenboden, der mit seinem Knarren jeden Schritt verrät und einen ständig dazu zwingt, Pantoffeln zu tragen. Ich legte mich auf den Teppich. Er roch alt. Er roch nach Dorf. Nadschaf sagte, er sei siebzig oder achtzig Jahre alt. Er hatte viel erlebt, doch seine Muster und seine Rottöne strahlten noch immer.

Ich stellte mir vor, wie die Menschen ein Speisetuch auf ihm ausbreiteten und sich zum Essen darum versammelten. Wie sie auf ihm saßen, Tee tranken und plauderten. Wie sie auf ihm ihre Decken ausbreiteten und schliefen. Dann fragte ich mich, aus welchem Teil Kaschans er wohl stammte. Der arme Teppich! Als er einst an einem Webstuhl geknüpft wurde, ahnte er noch nicht, dass er eines Tages Berge und Meere überqueren und inmitten eines Zimmers mit hohen Decken in Deutschland liegen würde. Genau wie ich. Wir teilten ein ähnliches Schicksal. Keiner von uns befand sich an seinem ursprünglichen Ort, und doch waren wir hier, in diesem Zimmer mit der hohen Decke, zusammengekommen. Wie zwei Freunde. Wie zwei Verirrte, die nun nebeneinander gar nicht mehr so verloren schienen.

Doch wie hätte ich der Lehrerin das alles erzählen sollen? Ich hatte weder die Sprache noch die passenden Worte dafür. Die Lehrerin schien es trotzdem zu verstehen oder zumindest zu spüren. „Oh, wie schön!“, sagte sie. Ich fragte mich, ob sie den Zusammenhang zwischen Teppich und Zuhause wirklich erfasste. Ich wollte gern glauben, dass sie es tat. Oder ihn zumindest spürte. Ihr freundliches Lächeln und ihr langer Blick beruhigten mich. Sie wiederholte: „Sehr schön!“

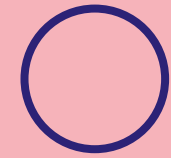
Aus dem Persischen von Bianca Gackstatter

Vielleicht ist es wie ein Mensch, den nichts mehr an etwas erinnert.

Fariba Vafi

Meral Şimşek

Als Meral Şimşek noch Kind war, konnte sich ihre Mutter keine neuen Kleider für sie leisten und fing an, Kleider aus Vorhängen und Bettlaken zu nähen. Es waren allesamt blumige Stoffe; sie gelten in ihrer kurdischen Heimat als Symbol für Weiblichkeit. Lange Zeit trug Meral keine geblühten Kleider mehr, nachdem sie als Jugendliche bei Verhören sexuelle Gewalt erleben musste. Mit Ende zwanzig aber fing sie wieder an, sie zu tragen aus Trotz: gegen die Zeit, den Schmerz und die Trauer. Seitdem sind diese Kleider für sie mehr als nur Farben und Blumen. Sie sind ein Versprechen an sie selbst, dass sie hier ist, ihren Platz hat inmitten des ganz normalen Alltags – und vor allem: dass sie auch weiterhin da sein wird mit all ihren Farben.



Als Fariba Vafi als Kind einmal ein Schnürsenkel riss, wollten ihre Eltern ihr keine neuen kaufen. So zog sie ein Gummiband durchs Leder und ging zur Schule, um ihren neuen Schuhstil vorzuführen und ihn als freie Entscheidung zu verkaufen. In ihrem Leben hatten zuerst die Eltern, dann die Schule und der Staat über ihre Garderobe entschieden: Hose, Mantel, Kopftuch – das war's. Mehr als vierzig Jahre lang war sie nicht in einem Kleid auf die Straße gegangen. Erst in Berlin erfüllte sich diese Sehnsucht, und es war so wunderbar, wie sie es sich vorgestellt hatte. Gleichzeitig fiel ihr auf, dass sie gar nicht wusste, was ihr stand. Lange Ohringe, die zwischen Haarsträhnen auftauchen und verschwinden, mag sie besonders, auch wenn sie sich immer noch nicht ganz an sie gewöhnt hat.

Fariba Vafi

„Niemand fragt den Faden, wie viel Schmerz er erdulden musste, um zum Muster zu werden.“
Karima Shabrang

In diesem Magazin geht es ums Stricken und Sticken. Ums Nähen und Weben – und um so viel mehr. Denn Stricken ist wie Schreiben, und Sticken gibt Halt. Sieben Autor*innen aus sechs Ländern erzählen von den Fäden, die sie mit ihrem Zuhause verbinden, und von den Mustern des Exils. So geht es selbst in Geschichten, die vordergründig von Kleidern handeln, doch vor allem: um das Leben. Denn der Mensch, so schreibt Meral Şimşek, ist ein aus Fäden gesponnenener Kokon.

Mit Bildern von Sevil Amini, Thana Farooq, Raisan Hameed, Tirdad Hashemi & Sulmaz Purhadi, Helia Jafarzadeh, Kani Kamil, Anahita Razmi



weeterschreiben.jetzt

